

**Bernice
Grohskopf**

**30
Tage
Buch**

Herder

**Evelyns
Aufzeichnungen
aus der Zukunft**

30-Tage-Buch

Evelyns Aufzeichnungen aus der Zukunft

Bernice GROHSKOPF

*Sagt, woher stammt Liebeslust ?
Aus den Sinnen, aus der Brust ?*

Shakespeare « Der Kaufmann von Venedig »

1. TAG

Ich weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin. Ich weiß nicht, wo ich bin, wo meine Eltern sind. Aber ich habe überhaupt keine Angst. Ich weiß noch nicht einmal genau, wie lange ich schon hier bin, weil die tägliche Routine so gleichförmig ist, daß man kaum einen Tag vom nächsten unterscheiden kann. Wir bezeichnen die Tage nicht wie üblich mit Montag oder Dienstag und so weiter. Wir bezeichnen sie gar nicht. Einer folgt dem andern ohne die Unterbrechung durch ein Wochenende. Täglich haben wir Unterricht. Wenn ich nur daran denke, werde ich schon müde, aber trotzdem hat es bisher Spaß gemacht. Alles ist viel interessanter als in meiner alten Schule.

Heute habe ich dieses Tagebuch begonnen. Bis jetzt habe ich niemanden kennengelernt, mit dem ich reden könnte. Keiner beantwortet meine Fragen, und wenn ich wissen will, wo ich bin oder wie dieser Ort hier heißt, schütteln sie nur die Köpfe oder zucken die Achseln.

Alles wirkt hier stromlinienförmig, glänzend, geräuschlos, ordentlich, und alles verläuft nach Plan. In der Cafeteria ist ein großer Fernseh-Bildschirm, so ähnlich wie die großen Anzeigetafeln in Flughäfen, und darauf steht in deutlichen Buchstaben der Tagesplan. Wir sehen ihn jeden Morgen beim Frühstück, in allen Gängen, überall, wohin wir gehen. In allen Räumen sind kleine Bildschirme mit dem gleichen Plan und einem roten Pfeil, der die kommende Stunde anzeigt. Der Plan sieht ungefähr so aus :

Frühstück

Mathematik

Physik

Pause

Zweites Frühstück

Aufsatz

Biologie

Mittagessen

Film über Archäologie

Latein

Sozialkunde

Kunstgeschichte

Musik

Und so weiter. Manchmal steht mehr darauf. Aber jetzt muß ich aufhören, weil das blaue Licht blinkt, und das heißt: Schlafenszeit. Es gibt hier keine lauten Klingeln, überhaupt keine Geräusche. Alle Anordnungen kommen von den Bildschirmen und von blinkenden farbigen Lichtern, die Verschiedenes bedeuten. Wir haben hier keine Uhren. Und bis jetzt habe ich keine Erwachsenen gesehen.

2. TAG

Ich weiß nicht, wie lange ich heute Zeit zum Schreiben haben werde. Wir sind alle im Bett. Die meisten lesen, manche machen noch ihre Hausaufgaben im Bett. Ein Mädchen feilt seine Nägel. Im Musikunterricht haben wir heute ein Prélude von Chopin gehört. Es hat mich an zu Hause erinnert, weil ich es dort gespielt habe oder zumindest etwas Ähnliches. Was wir heute hörten, war schwieriger als mein Stück. Ich glaube, es hatte mehr Noten. Vielleicht habe ich auch ein paar Noten ausgelassen. Die Musik kam über ein Lautsprechersystem, und danach erklärte eine erwachsene Stimme die Musik, erläuterte, wie der Komponist für diesen Akkord jene Tonart gewählt hat und wie Musik nach den Gesetzen der Harmonie komponiert wird und worauf wir beim Zuhören achten sollen. Ich habe nicht alles verstanden. Dann hörten wir wieder die Musik. Sie wurde phantastisch gespielt, wahrscheinlich von einem sehr berühmten Pianisten, der Milliarden Stunden übt. Meine Freundin Lila Löwenthal, die glaubt, auf jedem Gebiet Expertin zu sein, hat mir immer gesagt, ich würde nie eine große Pianistin werden, weil ich nur sechs oder sieben Minuten in der Woche übte. Sie sagte, ich müsse sechs Stunden am Tag üben, wenn ich etwas erreichen wollte. Jedenfalls habe ich ihr gesagt, ich wolle überhaupt keine Pianistin werden, sondern Schriftstellerin. Und dann machte sie wie so oft ein gelangweiltes Gesicht. Ich bin froh, daß sie nicht hier ist.

Wir haben keine Lehrer. In allen Unterrichtsräumen ist ein Bildschirm, und über die Lautsprecher kommt eine Stimme. Das gefällt mir viel besser als ein echter quasselnder Lehrer. Mein Onkel Norman sagt immer zu meiner Mutter, das Bildungssystem würde wesentlich verbessert, wenn sie die Lehrer loswürden. Meine Mutter lacht dann und sagt, er sei ein Traümer. Das hängt damit zusammen, daß sie einmal Erstkläßler unterrichtet hat. Sie streiten ständig über Onkel Normans Bildungstheorien. Aber es ist ein gutes Streiten, nicht so erbittert wie die Auseinandersetzungen, die mein Vater und Onkel Saul über Politik und die Börse haben. Jedenfalls sind die Stimmen aus den Lautsprechern sanft, so wie mein Onkel Norman redet. Sehr angenehm. Die Stimme kommentiert das, was auf dem Bildschirm gezeigt wird. Wir machen Hausaufgaben und Klassenarbeiten, und wir legen unsere Arbeiten in Vorrichtungen an den Wänden, die Monitoren genannt werden. Sie funktionieren wie Wäscheschächte oder wie der Müllschlucker in Onkel Normans Haus. Wenn über der Monitortür an der Wand ein violette Licht aufleuchtet, können wir die Tür öffnen und entweder unsere Arbeiten auf ein Bord legen oder die korrigierten Arbeiten herausnehmen. In den Duschräumen sind andere Monitoren, in die wir unsere schmutzige Wäsche werfen. Sauber und schön zusammengelegt kommt sie auf einem Fließband in alphabetischer Reihenfolge zurück. Auf jedem meiner Kleidungsstücke steht in hübschen Druckbuchstaben mein name, *Evelyn B. Chestnut*. Wir tragen Sandalen, Kordhosen oder Blue jeans, T-shirts aus Baumwolle und Pullover. Unsere Sachen werden hier kaum schmutzig.

Das Mädchen in meinem Nachbarbett heißt Marcia. Sie hat phantastische schwarze Augenbrauen, solche, wie ich mir wünsche, ganz perfekt und schön, wie gemalt. Ihre Wimpern und ihr welliges weiches Haar sind ebenfalls schwarz. Sie hat die verträumtesten Augen, irgendwie hellgrau. Sie redet nicht viel, und wenn ich sie etwas frage, zuckt sie die Achseln oder hebt ihre Augenbrauen und wendet den Kopf ab. Sie ist nicht gerade freundlich. Aber das ist niemand. Ein großes, schönes, schwarzes Mädchen namens Drucy scheint die Anführerin zu sein. Jeder behandelt sie, als wäre sie etwas Besonderes, aber ich weiß nicht, warum. Zwei Mädchen, deren Namen ich nicht kenne, folgen ihr überallhin. Sie reden kaum und tun alles, was Drucy tut. Ich kann solche Kletten nicht leiden, die nie auf eigene Einfälle kommen. Ob Drucy sie mag oder nicht, kann ich nicht sagen. Sie scheint sich wichtig vorzukommen. Es wird hier nicht viel gesprochen und nie geschrien. Das ist das Verrückte hier, die Stille. Es gibt kaum ein Geräusch. Sicher wäre es anders, wenn Lila Löwenthal hier wäre. Die würde

man hören! Unsere Sandalen machen beim Gehen kein Geräusch, und die Böden und Wände sind aus irgendeinem schalldämpfenden Material.

Alle Mädchen schlafen in einem großem Saal, wo die Betten ordentlich nebeneinanderstehen. Neben jedem Bett ist ein kleiner Nachttisch mit einer Schublade und zwei Borden, auf die wir unsere Sachen stellen können. Auf jedem Bett liegt eine andersfarbige Decke, und jede von uns hat Bettwäsche in einer anderen Farbe. Es scheint hier nie schmutzig zu werden, aber jemand macht wohl sauber.

Jetzt blinkt das blaue Licht. Morgen will ich versuchen, etwas über die anderen Räume zu schreiben. Diese ganze Anlage ist enorm! Zwei Gebäude!

3. TAG

Ich habe den Tagesablauf noch nicht ganz beschrieben, aber ich will auch von den Räumen erzählen. Und von unserem phantastischen Pausenhof. Aber dazu wird es wohl nicht reichen, ich glaube, es ist schon spät, und bald wird das blaue Licht blinken. Morgens zeigt gelbes Blinklicht an, daß wir aufstehen müssen. Kein Klingeln. Keine Geräusche. Ich habe noch immer keine Erwachsenen gesehen. Als ich Marcia danach fragte, zuckte sie die Achseln. So reagieren alle. Niemand scheint reden zu wollen. Jeder gehorcht den Lichtern, und die Lichter sind überall: in den Sälen, in den Gängen, draußen, im Speisesaal, im Gemeinschaftsraum und im Auditorium. Grün bedeutet Mahlzeiten, Rot zeigt an, daß wir in ein anderes Klassenzimmer oder zur nächsten Arbeitsgemeinschaft gehen müssen. Blau heißt Schlafengehen. Die meisten Lichter blinken, doch wenn wir lernen müssen, geht das weiße Licht an und bleibt an. Man versteht das Lichtersystem schon am ersten Tag und gewöhnt sich daran. Es ist viel angenehmer, als wenn man jede Sekunde von jemanden daran erinnert wird, was man zu tun hat.

Ich will unseren Tagesablauf weiter beschreiben. Es ist nicht immer das gleiche Programm, und neben dem üblichen Unterricht gibt es noch vieles andere. Wir haben Anthropologie, Kunstgeschichte, ein Fach mit der Bezeichnung Sozialkunde, in dem wir lernen, wie sich verschieden Menschen in verschiedenen Teilen der Welt verhalten. Manchmal haben wir Kochunterricht, doch dabei kochen wir nicht, wir schauen uns nur an, was auf dem Bildschirm vor sich geht. Wir sehen Filme über Landwirtschaft, über Töpfern und ähnliches. Es gefällt mir wirklich. Es ist, als würde man in einem Lexikon leben. Onkel Norman sagt immer zu meiner Mutter, man könne Kinder allen Lernerfahrungen aussetzen, und meine Mutter antwortet stets, das komme auf das individuelle Kind an. Onkel Norman sagt, ein guter Lehrer, der sein Fach liebt, könne es jedem durchschnittlich intelligenten Kind beibringen. Doch Onkel Norman sagt, die meisten Lehrer in öffentlichen Schulen hassen ihr Fach nur ein bißchen weniger als die Kinder. Ich glaube nicht, daß das auf alle Lehrer zutrifft. Manche Lehrer mögen ihre Schüler wirklich und machen den Unterricht interessant und aufregend. Andere sind gemein, andere sind einfach langweilig, und manche kommen mir ziemlich dumm vor. Aber "so ist das Leben", wie meine Mutter zu sagen pflegt.

Irgendwie richten wir uns alle nach Drucy, ich weiß nicht, warum. Die Mädchen, die ständig um sie herum sind, wirken wie ihre Schatten. Andere bleiben eine Zeitlang in ihrer Nähe, dann kümmern sie sich nicht mehr um sie. Ich werde daraus nicht schlau. Vielleicht ist sie klüger als die anderen. Und sie bestimmt gern. Es gibt ein paar Cliques, und jede Gruppe versucht, keinen hereinzulassen. Meine Mutter sagt immer, Erwachsene tun das auch, aber sie lassen es sich nicht so deutlich anmerken, sie vertuschen es. Ich weiß nicht, wie man Rücksichtslosigkeit vertuschen kann. Eine Gruppe hält sich für "cool", das sind lauter Snobs wie Lila. Die anderen halten sich für zünftig. Na und? Ich werde mich um keine kümmern.

4. TAG

Heute morgen gingen wir nach Mathematik und Physik wie üblich zum zweiten Frühstück in den Gemeinschaftsraum. Durchsichtige Plastiktablets mit Milch und Keksen kommen in einem Speiseaufzug hoch, genau wie unsere Mahlzeiten in der Cafeteria. Doch der Gemeinschaftsraum ist anders, nicht so steril. Er ist der farbigste Raum mit lederähnlichen Couchen und Sesseln in Blau, Orange und Gelb. Der Boden besteht aus blauen, weißen und orangefarbenen Quadraten. An weißen oder gelben Tischen für vier Personen stehen blaue Plastikstühle. Es gibt Lesetische mit Zeitschriften und Regale mit Wortspielen – jedes Spiel hier ist ein Lernspiel. Onkel Norman sagt immer, Lernen mache Spaß wie ein Spiel. Die Möbel sind in Vierergruppen zusammengestellt, zum Beispiel eine Couch mit zwei Sesseln und einem niedrigen Tisch davor, an jeder Seite der Couch stehen Lampentische. Allen gefällt dieser Raum, weil er so etwas wie ein Wohnzimmer für junge Leute ist, gemütlich und zu Gesprächen einladend, aber kein Erwachsener würde sich aufregen, wenn er unordentlich ist. Ich meine, es ist ein Raum, den man einfach nicht in Unordnung bringen kann. Ohne kostbare zerbrechliche Aschenbecher oder Pralinenschalen oder Plastikblumen, ohne empfindliche Kissen, über die man irgend etwas schütten könnte. Es ist komisch – ich verschütte nie etwas auf waschbare Sachen. Aber man braucht mich nur auf eine dieser Plüschcouchen zu setzen und –reden wir nicht darüber.

Ich saß an einem Tisch mit Marcia und einem Mädchen namens Lenore, das wie das genaue Gegenstück von Marcia aussieht, mit weichen Ringellöckchen und blasser, kränklich wirkender Haut, besorgten blauen Augen und blauen Ringen um die Augen. Und Karl saß bei uns. Er hat ein mageres Gesicht mit einer vorspringenden Nase und rötliches Haar, und er sieht immer aus, als hätte er gerade geweint oder würde gleich weinen. Er wirkt intelligent, aber das kommt wohl durch seine Brille. Ich glaube, er ist ziemlich nervös. Er wippt ständig mit dem Fuß. Marcia sagte zu mir, ich könne ihr Keks haben, wenn ich wollte. Wenn man irgend etwas extra haben will, kann man es nur so bekommen, weil unsere Mahlzeiten sehr sorgfältig zusammengestellt sind, sie enthalten alles, damit wir wachsen, aber dick sollen wir dabei nicht werden, und das ist für mich nicht schlecht, ich neige sowieso dazu. Jedenfalls ist es eine Art Geschenk, wenn einem jemand etwas extra gibt, ein Keks oder Obst oder Eis. Das sind die einzigen Süßigkeiten, die wir bekommen. Ich habe hier noch nie ein Stück Schokolade gesehen. Wer diese Einrichtung leitet, sorgt dafür, daß wir einen gesunden Geist im gesunden Körper haben. *Mens sana in corpore sano*, das haben wir in Latein gelernt.

Nun, als Marcia mir ihr Keks anbot, freute ich mich.

Nicht nur, weil ich noch ein Keks haben wollte. Ich freute mich, weil es bedeutete, daß sie mich mag, und das machte mich glücklich, denn aus der Zahl ihrer Worte oder Blicke, die sie an mich verschwendete, hätte ich das bestimmt nicht schließen können. Das ist das Schlimmste hier. Manchmal gibt Marcia mir das Gefühl, als wäre ich aussätzig. Jedenfalls, nachdem sie mir das Keks gegeben hatte, sagte ich: "Vielen Dank. Willst du es bestimmt nicht?"

Und sie sagte: "ich will, daß du es ißt."

Dann sagte ich: "Wir wollen es teilen", und sie lächelte, als wir vorsichtig versuchten, es in zwei gleiche Hälften zu brechen. Es ist nicht so einfach, ein Haferflockenkeks genau in der Mitte zu brechen. Eine Hälfte war größer als die andere, also versuchten wir das auszugleichen, indem wir kleine Stücke von dem größeren brachen. Ich legte die Stückchen nebeneinander wie ein Puzzle, damit man das Größenverhältnis vergleichen konnte, und wahrscheinlich tat ich das sehr ernsthaft, denn plötzlich lachte Marcia laut auf. Alle im Raum wandten sich um und schauten sie an, sie wurde rot im Gesicht, und ich fragte mit einem Blick auf sie und Lenore und Karl: "Darf man hier denn nicht lachen?" Sie schaute zu Boden und sagte nichts. Dann sagte Lenore sehr leise: "Keiner tut es".

Ich schaute vom einen zum anderen, und sie schauten vom einem zum anderen, und dann sagte ich: "Wie sind wir hierhergekommen?"

Sie reagierten wie so oft, zuckten die Achseln und schauten gelangweilt aus. Dann fing ich an, wütend zu werden. "Interessiert euch das nicht?" Ihre Blicke sagten mir, daß ich zu laut sprach. "Wollt ihr nicht 'raus und eure Eltern wiedersehen?"

Lange Zeit antworteten sie nicht, saßen einfach da und schauten auf den Tisch. Dann sagte Lenore so leise, daß ich sie kaum verstehen konnte: "Ein paar versuchen zu fliehen."

"Was soll das heißen?"

"Einige versuchen 'rauszukriegen, wie man hier herauskommt."

Ich schaute eine nach der anderen an und sah, wie seltsam ihre Augen waren. Zum ersten Mal, wirklich zum ersten Mal wurde mir klar, daß es vielleicht nicht so einfach war, hier herauszukommen. "Hast du noch nie bemerkt", flüsterte Karl und beugte sich vor, bis sein Gesicht fast das meine berührte, "daß alle Fenster und Türen hier zum Innenhof führen? Es gibt keine Türen oder Fenster nach draußen. *Es gibt keinen Weg hinaus.*"

5. TAG

Heute habe ich mich den ganzen Tag nicht wohl gefühlt, und ich hatte Angst. Irgendwie hatte ich wohl nicht wirklich darüber nachgedacht oder mir nicht klarmachen *wollen*, daß wir hier gefangen sind. Ich war zu beschäftigt mit all den aufregenden Sachen, die wir gelernt haben, und zu erleichtert, die Lehrer mit ihren gemeinen Bemerkungen los zu sein. Ein paar fehlen mir, zum Beispiel Miß Sweeney und Mrs. Goldman, sie mögen Schüler. Aber davon abgesehen, hat es mir auch nichts ausgemacht, Ferien von meinen Eltern zu haben. Und ich bin froh, zur Abwechslung diese eingebildete Lila Löwenthal nicht sehen zu müssen. Aber nie hatte ich geglaubt, wir würden hier für immer sein. Ich meine, ich hatte mich einfach darauf eingestellt, im Moment hier zu sein, und das war alles. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß Kinder sich daran gewöhnen, keine Fragen zu stellen. Es gibt so viele Fragen, die unsere Eltern nicht beantworten, und so viele Dinge, die wir auf ihr Geheiß tun müssen, ohne daß sie sich danach erkundigen, ob wir auch Lust dazu haben. Zum Beispiel, wenn wir einkaufen müssen oder zum Zahnarzt, ins Museum, in ein Konzert, oder wenn wir Verwandte besuchen müssen. Meine Verwandten fragen mich immer, wie es in der Schule geht, und warum meine Füße so groß sind, und was der künftige Dichter macht, und wann ich mal heirate und anderes dummes Zeug. Da lernt man abzuschalten. Man könnte es einfach nicht aushalten, wenn man ständig wach und aufmerksam wäre und zuhören würde. So wird uns beigebracht, daß wir alles über uns ergehen lassen und ein aufmerksames Gesicht machen, aber wir schalten einfach ab, bis es vorbei ist.

So habe ich es hier wohl auch gemacht. Ich war einfach hier und nahm an, daß ich bald wieder zu Hause bei meinen Eltern und bei meinem Bruder Muffy und den Hunden sein würde, daß ich Onkel Norman besuchen und gute Gespräche mit ihm führen würde und zuhören könnte, wie er sich mit meiner Mutter über seine Doktorarbeit unterhält. Aber jetzt, wo ich einsehe, daß ich nicht weg kann, habe ich den schlimmsten Anfall von Heimweh, noch schlimmer als in den ersten Ferien im Lager, als Muffy noch klein war. Muffy fehlt mir sehr, auch Vater und Mutter und Onkel Norman, aber Muffy mehr als alle anderen, weil er immer der erste war, der mich nach der Schule an der Haustür begrüßte. Er war vor mir zu Hause, weil seine Schule näher ist, und sobald ich heimkam, hatte er immer eine Frage bereit. Meistens war es eine, auf die Mutter keine Antwort wußte. Eines Tages fragte er mich: "Evi, mögen Vögel Kaugummi?"

Das ist schon lange her, damals war er erst vier und so goldig und besorgt. Er gehört zu den Kindern, die gern kleine Geschenke machen, Überraschungen, die in zerknittertes altes Geschenkpapier eingewickelt sind. Wahrscheinlich wollte er das mit dem Kaugummi wissen, weil er den Vögeln welches hinlegen wollte. Ich mag den Kleinen wirklich. Aber manchmal ist er auch eine Plage, vor allem jetzt, wo er wie alle Jungen in seinem Alter gern sogenannte Ausdrücke benutzt und mich mit meinen "Ausbuchtungen" aufzieht. Er gebraucht gern große Worte. Einmal hat sein Lehrer in der dritten Klasse den guten Schülern eine Reihe schwieriger Wörter diktiert, mit denen sie Sätze bilden sollten. Eines der Wörter war "Paraphernalien", und Muffys Satz lautete: "Der Mann starb an Paraphernalien". Mein Vater lachte so sehr, daß er ganz rot im Gesicht wurde und fast erstickte.

Ich würde alles darum geben, Muffy wiederzusehen. Und die Hunde, Nelson und Blau, die vermisse ich auch. Nur Lila nicht. Wir haben uns immer nur gestritten, obwohl wir angeblich "beste Freundinnen" waren. Aber sie hat immer damit angegeben, daß ihr Auto größer war als unseres und mehr Knöpfe und Chrom hatte, daß um ihr Haus herum mehr Gras wuchs als bei uns, daß ihre Mutter sich eleganter kleidete als meine und reichere Freundinnen hatte, daß ihr Vater mehr Geld verdiente als meiner. Ich weiß wirklich nicht, warum ich immer noch ihre Freundin bin. Es ist schwer, jemanden loszuwerden.

Heute abend ging ich einige Minuten vor den anderen ins Bett, weil ich so müde und traurig war. Ich versuchte Marcia nach denen zu fragen, die ausbrechen wollen, aber sie schüttelte nur den Kopf, sie wollte nicht darüber reden.

Und was mache ich jetzt? Als wir heute von einem Raum zum anderen gingen und dann draußen im Pausenhof waren, habe ich mir alles gut angeschaut. Karl hat recht. Die Pausenhöfe sind Innenhöfe; innerhalb von jedem Gebäude liegt einer, zwischen den Gebäuden ist eine Art Garten. Alle Türen und Fenster führen auf einen der Höfe oder zum Garten. *Keine einzige Tür, kein Fenster geht nach draußen.* Ein Gang scheint um das ganze Haus zu führen, aber auf der einen Seite ist nur Wand mit Luftschächten, auf der anderen sind die Türen der verschiedenen Räume. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Vielleicht werde ich einfach versuchen herauszubekommen, wer ausbrechen will. Beim Milchtrinken heute morgen habe ich Lenore und Marcia gefragt, ob sie fort wollen, und nach einiger Zeit sagte Marcia, ja und nein. Sie sagte, einerseits gefällt es ihr hier, weil alles so einfach ist. Man braucht kaum zu denken, man hat ständig etwas zu tun, und die Tage vergehen. Und sie will eigentlich nicht zurück, weil ihre Mutter zu den Leuten gehört, die sich ständig über alles aufregen. Ihre Mutter zwingt Marcia, jeden Abend nach dem Essen eine ganze Stunde lang Klavier zu üben. Und wenn ihre Mutter nicht da ist, zwingt ihre ältere Schwester sie zum Üben, und die ist ein gemeines Ding.

Lenore sagt, ihr gefällt es hier besser, weil sie mit so vielen Gleichaltrigen zusammen ist. Zu Hause ist sie immer allein; wenn sie von der Schule kommt, ist die Wohnung leer, und sie muß warten, bis ihre Eltern gegen 18 Uhr von der Arbeit zu Hause sind, und ständig hört sie merkwürdige Geräusche.

Karl hat gar nichts gesagt, aber ich habe gemerkt, wie seine Augen an den Rändern rot wurden und wie sein Adamsapfel auf und ab hüpfte. Doch er sagte kein Wort, er hörte nur zu und schaute von einer zur anderen.

Ich glaube, ich habe jetzt nicht mehr viel Zeit zum Schreiben, deshalb fange ich mit der Schilderung der Cafeteria gar nicht erst an. Das blaue Licht wird gleich blinken. Ich will nur noch festhalten, daß ich mich frage, warum ich hier bin. Ich meine, wenn die meisten anderen unglücklich zu Hause sind, was habe ich dann hier verloren? Ich bin keineswegs unglücklich. Oh, ich habe kleine Auseinandersetzungen mit Mutter über die Unordnung in meinem Zimmer, sie schimpft, weil ich überall etwas liegenlasse und vergesse, den Müll hinunterzutragen, und zu viele Süßigkeiten vor den Mahlzeiten esse. Das Schlimmste ist, wenn sie behauptet, ich sei faul, weil ich meine Hausaufgaben erst in letzter Minute mache, und wenn sie mich tadelt, weil ich zu lange aufbleibe und schreibe. Meine Mutter hält es für einen Witz, daß ich Schriftstellerin werden will. Das ist nicht fair. Und mein Vater nennt mich Sappho und Virginia Woolf, und wenn ich mal schlechter Laune bin, fängt er an zu singen: "Wer hat Angst vor Virginia Woolf." Meine Mathematiknoten machen ihn wütend. Und manchmal glaube ich wirklich, daß er meinen Bruder lieber hat. Er lacht, wenn Muff ihn mit Fragen unterbricht und wenn er etwas auf dem Tisch verschüttet. Aber ich! Von mir wird verlangt, daß ich immerzu perfekt bin. Onkel Norman – er ist Schulpsychologe – hat mir erklärt, das komme daher, daß ich älter bin und mein Vater mehr von mir erwartet. Na gut, aber das alles bedeutet doch noch kein unglückliches Zuhause. Das ist nur *normales Unglücklichsein*. Ich glaube wenigstens, daß die meisten meines Alters unter solchen oder ähnlichen Dingen leiden und ganz besonders wir künstlerisch Veranlagten, deren Eltern wollen, daß wir zu ganz normalen Leuten heranwachsen und Geld verdienen.

Ich finde, die Schüler hier sind genau wie überall sonst. Die Snobs bleiben für sich, damit sie auf alle anderen herabschauen können. Die Zünftigen oder die, die sich dafür halten, bleiben auch für sich.

In der Bibliothek habe ich heute merkwürdige surrende, klickende Geräusche gehört. Es klang unheimlich, wie das Geräusch einer Filmkamera. Ich glaube, ich habe das schon früher gehört, ohne darauf zu achten. Ich weiß nicht, ob die anderen es bemerkten. Als ich mich umsah, konnte ich nicht feststellen, woher es kam, weil es aufgehört hatte.

Hier ist das blaue Licht.

6. TAG

Jeder Tag verläuft anders, obwohl wir immer als erstes Mathematik und Physik haben. Auch Literatur und Aufsatz sind täglich dran. Doch die übrigen Fächer werden hin und her geschoben, und wir befolgen einfach den Stundenplan auf den Bildschirmen und schauen, was als nächstes auf uns wartet. Heute haben wir einen Film über Geologie gesehen und gelernt, wie der Kreislauf des Lebens funktioniert. Es ist wirklich wunderbar, wie alles zusammenstimmt, wie in einem großen Orchester. Zum Beispiel gibt es Käfer, die ihre Eier in abgestorbene Bäume legen. Dann kommt eine Fliege mit einem komischen Namen, an den ich mich nicht mehr erinnern kann, und legt ihre Eier in die Larven des Käfers. Und dann hört ein Vogel, der Schopfspecht heißt, all die Geräusche im Baum und klopft auf diesen toten Baum los, bis er in Stücke zerfällt, und die Rindenteile vermischen sich mit der Erde. Die Stimme aus dem Lautsprecher sagte uns, daß es tausend Jahre dauert, bis ein Zentimeter Erde entstanden ist. Tausend Jahre! Man kann sich kaum vorstellen, daß es so lange dauert. Mir ist es fast unmöglich, einen so langen Zeitraum zu begreifen, weil er so weit von den Maßen der Stunden und Tage und Jahre entfernt ist, mit denen ich mich auskenne. Eine Zeichnung aus einem der Bücher von Onkel Norman fällt mir dabei ein; sie zeigt einen Vogel, der seinen Schnabel an einem riesigen Berggipfel wetzt, und die Bildunterschrift erklärt, daß der kleine Vogel einmal in tausend Jahren kommt, um seinen Schnabel an diesem Berggipfel zu wetzen. Und wenn der ganze Berg von diesem Schnabelwetzen abgeschliffen ist – nun – dann ist die Ewigkeit vorbei. Ich habe mir diese Zeichnung endlos lange angeschaut, und jedesmal, wenn wir Onkel Norman besuchen, gehe ich in das kleine Zimmer, in dem er seine Bücher aufbewahrt, und betrachte sie. Aber noch immer habe ich diesen Zeitbegriff nicht richtig verstanden. Mein Onkel Norman hat Milliarden Bücher.

Meine Mutter sagt ihm immer, er sollte längst verheiratet sein, aber er lacht sie aus und sagt, er kann sich keine Frau leisten, bevor er nicht seine Doktorarbeit abgeschlossen hat. Mutter sagt, er kocht wie ein französischer Chefkoch. Aber jedesmal, wenn wir bei Onkel Norman gegessen haben, streiten sich meine Eltern hinterher. Mein Vater sagt immer, Onkel Normans Küche bereitet ihm Verdauungsbeschwerden, meine Mutter sagt dagegen, das komme daher, daß es Feinschmeckerkost sei. Und dann lacht mein Vater und sagt: "Warum ist er dann nicht verheiratet, wenn er so gut kocht?" Das ist einer der Lieblingswitze meines Vaters. Daß Onkel Norman unverheiratet ist, gehört tatsächlich zu den Haupt-Familienwitzen. Vater nennt Onkel Norman immer Mutters kleinen Bruder. "Dein kleiner Bruder kommt also heute abend zum Essen?" Onkel Norman ist zweiunddreißig, aber für Mutter ist er immer noch ein kleiner Bruder. Ich meine, sie war sechs, als er geboren wurde, deshalb kam sie sich immer sehr viel älter vor. Aber ich finde es ganz in Ordnung, zweiunddreißig und unverheiratet zu sein. Besser, als wenn man zweiunddreißig und geschieden ist. Außerdem glaube ich, daß mein Onkel besondere Ansprüche an Mädchen stellt. Ich habe ihn wirklich gern.

Wenn wir hier eine Arbeit schreiben müssen, sagt uns die Stimme, wir sollen die Tür des Monitors öffnen. Manche Monitore lassen sich öffnen wie Schubladen, und darin liegt ein Stapel von Papieren, von denen jedes mit einem Namen bezeichnet ist. Die Türen lassen sich erst öffnen, wenn wir die Anweisung bekommen haben, dann leuchtet ein violettes Licht auf, und wir holen unsere Testblätter. Weil uns keiner beobachtet und uns mit hervorquellenden Augen beschuldigt, abzuschreiben, und uns das Gefühl gibt, Kriminelle zu sein, schreibt nie jemand ab! Die Arbeiten sind alle verschieden: Testblätter mit Antworten zur Auswahl, mit Leerstellen zum Ausfüllen, dann Aufsätze, Vergleiche, solche Sachen. Wenn wir mit den Arbeiten fertig sind, müssen wir sie wieder auf das Bord hinter der Monitortür legen. Sobald sie alle dort liegen und die Tür geschlossen ist, erlischt das violette Licht, und die Tür läßt sich nicht mehr öffnen. In jedem Klassenzimmer ist das gleiche System, und auf die gleiche Art bekommen wir die Arbeiten zurück. Wenn das violette Licht aufleuchtet, wissen wir, daß die Tür sich

öffnen läßt. Unsere Arbeiten sind immer korrigiert, ganz anders als zu Hause, wo die Lehrer manchmal vergessen, sie zurückzugeben oder die Fehler nicht korrigieren. Hier wird jedes Blatt sorgfältig verbessert von jemandem, der wirklich versucht, uns beim Lernen zu helfen.

Alle Fehler sind mit dunkelbraunem Filzstift angezeichnet, und wo eine Erklärung nötig ist, steht sie da. Wir bekommen keine Noten für die Arbeiten, doch immer stehen Lob und Tadel darunter, so daß man sich nicht so töricht vorkommt wie bei manchen Lehrern. Ich glaube, manchen Lehrern macht es Vergnügen, mit roter Tinte Korrekturen anzubringen. Das kommt vielleicht daher, daß so viele Lehrer eine unglückliche Kindheit hatten. Das sagt wenigstens mein Onkel Norman. Er hat mir erklärt, daß viele Lehrer diesen Beruf gewählt haben, weil sie sich dabei bedeutend und gebildet vorkommen, obwohl sie es nicht sind. Viele Lehrer an unserer Schule sind wirklich klug, doch ich glaube, Miß Zabriski tut nur so, als wisse sie alles über Mathematik. Sie steht immer da und schaut sich an, was sie auf die Tafel geschrieben hat, und dann wischt sie es rasch aus, bevor wir sie bei einem Fehler ertappen. Deshalb ist sie so gemein. Wenn jemand nicht wirklich weiß, wovon er spricht, wird er aggressiv. Und wenn jemand dumm ist, was auf manche Lehrer zutrifft, muß er die Schüler fühlen lassen, daß sie noch dümmer sind. Und überhaupt, wer kümmert sich schon um Brüche? Ich kann mir noch nicht einmal vorstellen, daß sie wichtig sind.

Heute haben wir einen Farbfilm über den Umgang mit Tieren gesehen. Darin kam ein kleiner struppiger schwarzer Hund vor, und ich mußte an Nelson denken und wie er immer um mich herumspringt, wenn ich von der Schule nach Hause komme, und versucht, an mir hochzusteigen. Vater sagt, wir müssen ihm beibringen, daß er Leute nicht anspringen darf, und er wird nie lernen, daß es bei manchen erlaubt ist und bei anderen nicht. Ich wünsche mir nur, ich könnte Nelsons feuchte Nase an meinem Gesicht spüren. Manchmal springt er nachts auf mein Bett und rollt sich zusammen wie eine Brezel, mit der Nase unter dem Schwanz. Er ist so niedlich und fühlt sich dabei so wohl, aber er weiß, daß Mutter ihn wegjagen wird. Man sieht das an der Art, wie er die Augen zusammenkneift und tut, als würde er schlafen, wobei er auf Mutters Schritte horcht, damit er vom Bett springen kann, bevor sie ihn wegscheucht.

Morgen werde ich versuchen, mehr über diejenigen zu erfahren, die fliehen wollen. Marcia, Lenore und Karl scheinen mich zu akzeptieren. Die Snobs mag ich nicht, und die meisten Zünftigen sind langweilig. Mein Onkel Norman sagt immer, es ist Zeitverschwendung, sich mit belanglosen Leuten abzugeben.

7. TAG

Ich möchte die Cafeteria beschreiben, doch zuerst muß ich von den Ausbrechern erzählen. Ich glaube, ich weiß jetzt, wer sie sind. Die Anführerin ist offenbar das schwarze Mädchen namens Drucy. Ich glaube, so schreibt man den Namen. Er ist eine Abkürzung von Drucilla, hat sie mir erzählt. In der Pause hat sie sich mit den beiden unterhalten, die immer bei ihr sind. Sie standen neben dem Klettergerüst, ich war oben und tat, als würde ich nicht zuhören, doch als ich herunterkam, sagte Drucy, ohne mich anzuschauen: "Kleine Häschen haben lange Ohren." Das war ein merkwürdiger Ausspruch. Meine Großmutter pflegte das zu sagen, als ich klein war, und Drucy klang so alt, als sie es sagte, dazu kniff sie noch die Augen zusammen wie eine alte Frau. Ich wurde verlegen und beschloß, sie zu fragen, ob sie und die anderen versuchten zu fliehen. Ich hatte schon meinen Mund geöffnet, da legte sie den Finger auf die Lippen und rollte die Augen, als wollte sie zeigen, daß wir beobachtet werden. Ich nickte und sprang herunter, aber als ich neben ihr stand, schaute sie mich an und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: "Dich wollen wir nicht." Die anderen schauten einander halb furchtsam an, dabei lächelten sie hinterhältig und ein wenig schuldbewußt. Dann sagte Drucy zu mir: "Du willst bestimmt keine Schwierigkeiten haben." Sie gab mir einen kleinen Stoß. "Trainiere lieber anderswo."

Ich ging davon. Marcia und Lenore beobachteten mich aus den Augenwinkeln und taten, als wären sie mit etwas anderem beschäftigt. Ich fühlte mich sehr unbehaglich. Wenn ich merke, daß jemand mich beobachtet, fange ich an, steif zu gehen wie eine Marionette. Meine Arme und Beine fühlen sich an, als seien sie verkehrt herum befestigt. Es war sehr still, und jeder schien mich anzuschauen. Ich glaube, das ist es, was mich hier so bedrängt, diese Atmosphäre der Stille. Niemand beantwortet Fragen, und jeder beobachtet jeden. Drucy und ihre Anhängsel taten beinahe, als würden sie vom Auge des großen Bruders beobachtet. Vielleicht gibt es hier tatsächlich irgendein Gerät wie die Apparate, mit denen sie in Warenhäusern Taschendiebe erwischen und die anderen, die immer etwas mitgehen lassen, ich glaube, man nennt sie Kleptomanen. Aber ich habe hier noch nichts bemerkt, das wie ein Guckloch oder ein Strahl oder etwas Ähnliches aussieht.

Jedenfalls, als Marcia und ich später im Duschaum waren, fragte ich sie leise mit einem Blick auf Drucy: "Ist sie es?" Und Marcia nickte.

Wir sind hier vierundzwanzig Schüler, zwölf Jungen und zwölf Mädchen. Die meisten kenne ich nicht. Gewöhnlich haben wir zusammen Unterricht, aber manchmal bekommen wir die Anweisung, uns in Gruppen aufzuteilen und in verschiedene Räume zu gehen, obwohl überall dann das gleiche unterrichtet wird. Warum sie das machen, ist mir nicht klar; allerdings lernt man in manchen Fächern in kleineren Gruppen mehr. Auf dem Bildschirm ist vermerkt, wer wohin gehen soll. In den kleinen Gruppen wirken die anderen freundlicher. Ich meine, häufig sind manche Jungen oder Mädchen nur dann gemein, wenn sie mit anderen zusammenstecken und gemeinsam über jemanden herziehen. Heute hat ein Mädchen aus der Snobgruppe, Ginny, tatsächlich mit mir geredet. Doch wenn sie mit Vera und Su und diesen dummen Jungen zusammen ist, tun sie, als hätte ich Mundgeruch.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen duschen wir. Auf dem Weg zum Duschaum werfen wir die getragenen Kleider in den Wäscheschacht, schlüpfen in Wegwerfsandalen und gehen in die Einzelkabinen, in denen wir duschen. Schaumige Seife kommt aus einem Seifenspender. Wir seifen uns ein, dann drehen wir die Dusche an und spülen uns mit dem Wasser, das direkt aus den Kachelwänden kommt, ab. Jede hat ein riesiges Badetuch zum Abtrocknen. Dann bekommen wir saubere Schlafanzüge. Es gefällt mir wirklich, wie mein Name daraufgedruckt ist: *Evelyn B. Chestnut*. Aber Evelyn nennt mich kaum jemand. Die meisten sagen Evi. Mein kleiner Bruder Muffy nennt mich zum Spaß manchmal Lady Evelinda. Dann rufe ich ihn Lord Marvinsky, den eigentlich heißt er Marvin. Lila Löwenthal, das eingebildete Ding,

unterschreibt ihre Briefe mit "Lila La Rue". Welch ein Name! Ich habe ihr gesagt, daß *rue* in Französisch Straße bedeutet und daß es nicht sehr gut klingt, Lila die Straße. Dann zieht sie eine Schnute und nennt mich "Evelyn Big-Chest Nut", das soll ein englischer Sprachwitz sein und bedeutet so ungefähr: Evelyn, die Nuß mit dem großen Busen. Sie ist wirklich gemein. Wenn sie jetzt hier wäre, würde sie mit Ginny und Vera und Su zusammen kichern.

Ich frage mich, wer dafür sorgt, daß unsere Kleider so makellos gewaschen und zusammengelegt werden. Und wer korrigiert unsere Arbeiten? Wer schickt die Sachen über die Fließbänder? Wer kocht? Darüber muß ich noch einiges schreiben, wie wir essen und was wir essen und all das. Und ich muß von der Bücherei erzählen, und wo wir unsere Bücher aufbewahren, und wo wir lernen.

Manche Schüler hier sind klug und manche nicht – genau wie überall. Wer in einem Fach besonders gut ist, hat Schwächen in einem anderen. Da es keine Lehrer gibt, über die wir reden und lästern könnten, haben wir kaum Gesprächsthemen. Leute in unserem Alter reden über nichts als Lehrer, Eltern oder übereinander und über das, was sie im Fernsehen sehen. Ausgenommen natürlich jene, die ihre neuesten Erkenntnisse über die Tatsachen des Lebens austauschen. Ich habe herausbekommen, daß die beiden gegenwärtigen Anhängsel von Drucy Stanley und Rhoda heißen. Es sind zwei ziemlich unangenehme Typen, die sich zuerst anschauen, bevor sie eine Frage beantworten, und die immerzu tun, als würden sie verfolgt. Ich glaube, sie sind ein bißchen dumm, und ich verstehe nicht, warum Drucy sich mit ihnen abgibt. Dann gibt es noch einen Jungen namens Joel, der von einer Gruppe zur anderen wechselt. Er hat einen langen Hals und kurzgeschorenes Haar. Er tut sehr überlegen.

Ich habe die Beschreibung der Cafeteria nicht vergessen, doch jetzt blinkt das blaue Licht.

8. TAG

Heute haben wir einen Film über Leonardo da Vinci gesehen. Welch eine Erleichterung nach der ganzen Stunde über Osmose! Leonardo konnte einfach alles. Er war phantastisch. Mir gefiel vor allem der Teil über seine Jugendjahre, als gezeigt wurde, wie einsam er war und wie er sich für die Natur interessierte und alles untersuchen wollte. Er wollte so unbedingt wissen, wie die Menschen von innen aussahen, daß er sie einfach aufschnitt und sie betrachtete. Ich meine natürlich, nachdem sie tot waren. Er hatte sich mit einem netten alten Mann unterhalten, der etwa hundert Jahre alt war, und während er mit ihm im Krankenhaus sprach, starb der Alte. Leonardo mußte einfach herausfinden, warum er einen so "süßen Tod" gehabt hatte, also schnitt er ihn auf. Das war im fünfzehnten Jahrhundert, und damals wußte man noch nicht, wie der Mensch von innen aussieht. Es gibt da keine großen Unterschiede. Ich meine, alle Organe wie die Lungen, das Herz, die Därme sind ziemlich gleich angeordnet, damit sie richtig funktionieren. Doch von außen ist jeder anders. Und welcher Teil von uns macht, daß jeder anders als der andere ist, daß wir unterschiedlich reden und denken und uns verhalten und unterschiedliche Dinge mögen und uns für unterschiedliche Fächer interessieren? Wo ist dieser Teil?

Leonardo war sehr verschlossen und wollte nicht, daß jemand seine Aufzeichnungen las, deshalb schrieb er umgekehrt. Aber das war keine tolle Idee, man braucht nur einen Spiegel, und schon kann man es lesen. Ich habe mal eine Geschichte von einem Mann gehört, der vor vielen Jahren sein Tagebuch in einem Code schrieb. Ich wollte, ich könnte mir einen Code ausdenken, aber dann würde das Schreiben zu lange dauern.

Allmählich gewöhne ich mich an das Essen. Wahrscheinlich schmeckt es mir, weil ich hungrig bin. Das sagt mein Vater immer zu meiner Mutter, wenn ich beim Abendessen nichts essen will. "Wenn sie Hunger hat, ißt sie schon." Er fragt immer, wieviel Schokolade ich nach der Schule gegessen habe, und er wird wütend und sagt, ich versündige mich, wenn ich meinen Teller nicht leer esse, ich soll an all die Hungernden in der Welt denken. Das macht mich ganz krank. Ich sehe keinen Sinn darin. Wenn ich meinen Teller leer esse, haben die Hungernden doch nicht mehr Nahrung. Und wenn ich ihn nicht leer esse, wird davon ihr Hunger nicht größer. Eigentlich sollte mein Vater das, was ich nicht esse, den Hungernden bringen.

Hier jedenfalls besteht das Essen aus dem, was Mutter "gesunde Kost" nennt. Keine Pommes frites, keine Limonade, keine Schokolade und ähnliches. Zur Hauptmahlzeit gibt es zum Beispiel Tomatensaft, gegrilltes Hähnchen, eine gebackene Kartoffel und grüne Bohnen, zum Nachtisch frisches Obst, Haferkekse, Eis oder Pudding. Und ein Glas Milch.

Abends im Gemeinschaftsraum gibt es noch einen Imbiß mit Milch und Keksen oder ein Tellerchen Pudding oder eine Tüte Nüsse. Keine Schokolade, keine Bonbons, keine Negerküsse. Vielleicht werde ich hier schön und schlank.

Heute ging Drucy in der Cafeteria vorbei, als wir unsere gebrauchten Teller zum Monitor trugen. Sie stieß mich mit dem Ellbogen an, ich schaute auf, und sie blinzelte mir mit einem winzigen verschlagenen Lächeln zu. "Fragst du dich nicht, wer hier für Sauberkeit und Ordnung sorgt?" flüsterte sie.

"Doch. Wer?"

"Nicht ich", sagte sie schnippisch. "Ich spiele für keinen das Dienstmädchen."

Warum hat sie das gesagt? Will sie mich wütend machen? Oder versucht sie freundlich zu sein, damit ich in ihre kleine Gruppe komme? Ich weiß nicht, was sie vorhat. Drucy ist sehr groß und schlank und schön, sie hat einen langen, dünnen Hals wie ein Mannequin und geht sehr aufrecht und stolz, dabei geschmeidig wie eine Tänzerin. Sie hat etwas Erwachsenes, Bedeutendes, das einen einschüchtern kann. Sie schaut mich an, als hätte ich etwas falsch gemacht, und manchmal wird mir dabei ganz unbehaglich.

Die Cafeteria ist riesig. Sie ist sehr hell und immer wie frisch geputzt, und alle Fenster gehen auf den Hof hinaus. Alles funkelt vor Sauberkeit. Die Tische sind weiß, die Kunststoffstühle haben verschiedene Farben, und wenn wir zu den Mahlzeiten kommen, ist alles vorbildlich aufgeräumt. Der Boden besteht aus sehr großen blauen und weißen Quadraten. Das Essen kommt auf einem Förderband, ähnlich wie das Gepäck auf dem Flughafen. Wir nehmen unsere Tablettts und setzen uns an einen der Tische für vier Personen. Manchmal schieben wir zwei Tische zusammen, doch wenn wir zur nächsten Mahlzeit kommen, stehen sie wieder auseinander wie zuvor. Die Tür zur Cafeteria läßt sich nur zur Essenszeit öffnen. Dann geht das violette Licht darüber an, und wir können sie aufmachen. Die übrige Zeit ist sie abgeschlossen. Man hört nie Geräusche von Menschen dahinter, wenn die Tür verschlossen ist. Das macht es so gespenstisch – alles ist da, alles ist so ordentlich, als wäre es nicht wirklich. Ich meine, irgendwie scheint das alles hier nicht zur wirklichen Welt zu gehören. Manchmal kommt es mir vor, als würden nachts, wenn wir schlafen, Automaten auftauchen, jemand drückt einen Knopf, und dann fängt ein Roboter an, alles sauberzumachen und aufzuräumen.

Heute gab es zum Mittagessen Thunfischsalat. Drucy setzte sich zu uns – zu Marcia und Lenore und Karl und mir. Und dann kamen natürlich Rhoda und Stanley und Joel. Sie sprachen nicht viel, doch Drucy redete über Einzeller. Ausgerechnet! Sie sagte: "Sie haben kein Gehirn. Wozu sind sie dann da?"

Rhoda fing an zu lachen und sagte, sie brauchten kein Gehirn, und dann beschloß Stanley, besser auch zu lachen. Drucy schaute sie verärgert an. Dann fuhr sie fort: "Habt ihr je über Fliegen und Mücken nachgedacht? Wozu sind sie da? Bei ihnen ist es wie bei den Einzellern. Was ist der Sinn?" Das hatte ich mir noch nie überlegt. Karl sah sehr ernst und nachdenklich aus und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Dann fragte er: "Muß alles einen Sinn haben?"

Drucy sagte: "Wenn nicht, wie kannst du dann an Gott glauben?"

Und Karle sagte: "Was hat das damit zu tun?"

Drucy grinste und bestand darauf, daß Gott, falls es ihn gibt, weise und allwissend ist und nicht nutzlose Geschöpfe wie Fliegen und Mücken und Einzeller machen würde.

Das brachte uns alle zum Schweigen. So etwas war mir bis jetzt noch nicht einmal eingefallen. Man weiß nie, woran man mit Drucy ist. Sie ist wirklich gescheit. Die ganze Zeit saß Joel da und sagte kein Wort. Er schaute Drucy auf seine überlegene Weise an und meinte schließlich, sie solle über solche Dinge nicht reden, wenn sie keine Ahnung davon hätte. "Wissenschaftler wissen wahrscheinlich die Antwort", sagte er. "Zum Beispiel werden Insekten von Vögeln gefressen. Hast du je daran gedacht? Es gehört alles zum Kreislauf des Lebens", sagte er bedeutsam.

Ich merkte, daß Drucy verärgert war. Sie warf den Kopf zurück und sagte nichts mehr. Manches, was wir in Biologie lernen, ist interessant, doch das meiste ist langweilig. Wer interessiert sich schon für die Zweiteilung? Überhaupt ist der ganze Laborkram wie Kochen, und ich hasse es, hinterher aufzuräumen.

9. TAG

Gestern gab es zum Abendessen nichts als Gemüse. Auberginen, ganz breiig mit Tomaten und Käse, grüne Bohnen, Karotten und Salat. Dann Milch und Reispudding mit Rosinen. Igitt! Ich dachte, ich müsse mich übergeben, als ich einen Blick aufs Tablett warf. Aber ich habe es trotzdem gegessen. Ich war so hungrig, daß es gar nicht so schlecht schmeckte, wie ich dachte.

Nach dem Essen hatten wir noch eine Stunde zum Lernen. Die Stimme sagte uns, wir sollten unseren Text für die nächste Literaturstunde lesen und uns Notizen machen. Es war "Die Perle" von John Steinbeck, und wir sollen bis morgen für einen Aufsatz vorbereitet sein und Fragen über die Symbolik der Perle beantworten können. Gewöhnlich lernen wir immer nach dem Essen noch eine Stunde, meist sind es einfache Aufgaben, wir lesen etwas oder so ähnlich. Danach – ich habe immer noch nicht unsere Bücherei und die Pulte beschrieben – sehen wir einen Film. Selbst der Film hat etwas mit dem Unterricht zu tun, er ist nie einfach komisch oder unheimlich. Nur neulich sahen wir eine Geschichte zum Fürchten, sie handelte von zwei Kindern in einem großen herrschaftlichen Haus in England. Eine neue Erzieherin kommt, und die Kinder erschrecken sie halb zu Tode. Die Kinder können sich mit den Geistern des letzten Butler und der letzten Erzieherin in Verbindung setzen, die hier arbeiteten, und sie führen Anordnungen der Geister aus. Es ist, als wären die Kinder von Teufeln beherrscht. Man kommt eigentlich nicht dahinter, ob die Kinder spinnen oder ob die Erzieherin verrückt ist. Hinterher schrieben wir eine Arbeit über den Film, und dabei ging es um die Frage, was mit "Besessenheit" gemeint ist. Ich glaube, es bedeutet, daß man nicht über sich selbst bestimmt, sondern zuläßt, daß andere einen "besitzen" – einem sagen, was man machen soll.

Mit Marcia und Lenore und Karl habe ich darüber gesprochen, daß hier alles nach Plan verläuft und man keine Stunde schwänzen kann. Karl sagte, das gefällt ihm, denn es gibt ihm das Gefühl, daß er wirklich etwas lernt. Und dann sprachen wir darüber, daß Schüler meistens nichts lernen wollen und versuchen, mit so wenig Arbeit wie möglich durchzukommen, daß sie die Aufgaben meist in letzter Minute erledigen und damit prahlen, daß sie nie in ein Buch schauen. Und Karl sagte, so sei es in vielen Schulen, wer versuche zu lernen und gute Noten zu bekommen und sich für den Unterricht interessiere, werde von allen ausgelacht und Streber genannt und bedroht, wenn er nicht vorsage. Karl sagte, wenn er erwachsen ist, will er etwas Richtiges sein, ein Wissenschaftler vielleicht oder ein Arzt. Er sagte, sein Vater sei unglücklich, weil er nie etwas erreicht habe. Karls Vater hat keinen Schulabschluß, und er haßt sich selbst, weil er seinen Job als Schuhverkäufer haßt, und er streitet ständig mit Karls Mutter, weil sie Kassiererin in einer Cafeteria ist, und sein Vater glaubt, sie treffe ständig Männer. Um seine Sorgen zu vergessen, trinkt er. Karl sagte, er wolle einmal mehr erreichen, und die einzige Möglichkeit dazu sei, soviel wie möglich zu lernen, solange man jung ist, und gute Noten zu haben, damit man ein Stipendium bekommt.

Marcia sagte, ihr gefällt es hier, weil sie froh ist, ihre Mutter und ihre Schwester los zu sein, außerdem gefällt es ihr, keine Entscheidungen treffen zu müssen. Und Lenore sagte, ihr gefällt, daß alles so sauber ist und daß sie nie allein sein muß.

Ich sagte ihnen, daß ich Schriftstellerin werden will, und Karl fragte mich, was ich schreiben wolle, für die Zeitung oder Bücher. Dabei fiel mir ein, daß ich das gar nicht weiß. Ich meine, ich will einfach Schriftstellerin werden, und es ist mir egal, wo meine Sachen veröffentlicht werden. Es ist eigentlich nicht wichtig. Ich will nur, daß jeder sie liest. Mrs. Goldman, meine Englischlehrerin, fand meine lange Geschichte mit dem Titel "Sommerland" ausgezeichnet und gab mir eine Eins plus dafür, obwohl sie sagte, sie sei viel zu lang geworden, und eigentlich müsse sie mehr Gehalt bekommen, weil sie das alles gelesen habe. Siebenunddreißig handgeschriebene Seiten! Das war bis jetzt meine beste Geschichte. Ich schildere darin ein wunderschönes Land, etwa wie Bermuda oder wie ich mir Bermuda vorstelle, wo es immer herrliche Blumen gibt und stets Sommer ist,

doch nur, weil die Herrschende Göttin das so will. Und dann verliebt sie sich in einen Mann, der aus dem Meer kommt, doch sie weiß, wenn sie ihn heiratet, wird er ihr ihre Macht nehmen, und das Sommerland wird kalt werden. Ich habe an dieser Geschichte wirklich schwer gearbeitet, und ich habe Ewigkeiten gebraucht, sie in Schönschrift ohne Fehler abzuschreiben, damit ich sie Mrs. Goldman zeigen konnte. Sie liest alles, was ich schreibe.

Doch meine Mutter ist dagegen, daß ich Schriftstellerin werde. Sie glaubt, Schriftsteller sterben den Hungertod. Sie rät mir, Lehrerin zu werden, weil Lehrer gut verdienen, nur halbe Tage arbeiten und diese langen Sommerferien haben, außerdem die vielen Feiertage und die Weihnachts- und Osterferien. Ihr macht es gar nichts aus, daß ich nicht Lehrerin werden will. Ich glaube, viele Lehrer haben diesen Beruf, weil ihre Mütter ihnen sagten, sie würden dabei gut verdienen und viele Ferien bekommen. Auf solche wie Mrs. Goldman und Miß Sweeney trifft das nicht zu. Aber auf die anderen, die bei jeder Gelegenheit einen Film zeigen oder die "audio-visuelle Lehrmethode" anwenden. Inzwischen rauchen sie eine Zigarette im Lehrerzimmer und schlaffen ab, wie Muffy sagen würde.

Ich vermisse Muffy wirklich. Manchmal denke ich daran, wie wir uns an den Nachmittagen, an denen Mutter spät von ihrer freiwilligen Sozialarbeit oder von ihrem Kunstkurs heimkam, einfach ins Wohnzimmer oder in die Diele neben der Küche gelegt haben. Wir machten es uns bequem und aßen Biskuits und hörten Schallplatten und redeten über Gegenden, die wir uns ausdachten. Muffy fallen immer irgendwelche Zaubermaschinen ein, die einen zu anderen Planeten bringen, oder besondere Apparate wie Wände mit Bildern aus der Vergangenheit oder vom Leben in anderen Sternensystemen, oder Stühle, auf die man sich nur zu setzen braucht, und schon wird man in jeden verwandelt, mit dem man gern mal tauschen würde. Manchmal, wenn Muffy eine seiner Erfindungen erklärte, wurde er so aufgeregt, daß er wie ein Wilder auf- und absprang. Jede Gegend, die Muffy mit mir erträumte, durfte keine Schule haben, dafür mußte es aber ein Gewässer geben, in dem man immer schwimmen konnte, oder ein riesiges olympisches Schwimmbad. Muffy sagt, er will mal Meisterschwimmer werden, und er tut ständig irgend etwas, um seine Muskeln zu stärken. Im vergangenen Sommer war er der beste Schwimmer seiner Altersgruppe im Ferienlager. Obwohl er klein ist für sein Alter, ist er schnell. Muffy hat mich auf die Idee von "Sommerland" gebracht. Er hatte gute Vorschläge für den Marmopalast der Herrschenden Göttin. Dort konnte man zum Beispiel einen Knopf drücken, und schon wurden die Tische mit phantastischen Torten und Eis gedeckt. Die Fernsehschirme füllten ganze Wände, und durch Luftschächte wurden Düfte in den Raum geblasen, die zum Film paßten. Und jeder trug Schuhe mit eingebauten Kugeln, die nach Bedarf in Rollschuhe verwandelt werden konnten. Das Dumme an der Geschichte war, daß ich die Göttin Lila nennen mußte; denn sobald Lila Löwenthal davon erfuhr, wollte sie die Hauptperson werden, sonst würde sie nie mehr mit mir reden. Trotzdem ist es die beste Geschichte, die ich bisher geschrieben habe. Mir gefiel auch "Das ferne Mädchen", darin ging es um ein Mädchen, das sich an jeden Ort der Welt versetzen konnte, indem es einfach hüpfte. Aber das war ein bißchen kindisch und viel zu kurz. Mrs. Goldman sagte, ihr gefalle diese Geschichte besser als "Sommerland", weil sie ihren Augen nicht soviel zumute. Nur Siebzehn Seiten und wenige Personen. Aber sie lächelte, als sie es sagte, und strich mit der Hand über mein Haar, wie sie es immer tut, wenn ihre Augen diesen sanften Blick bekommen.

Merkwürdig ist hier, daß niemand viel über sein Zuhause spricht. Aber wir reden sowieso nicht viel miteinander. Karl wendet sich immer ab, wenn ich ihn anspreche, es sei denn, er hätte gerade Lust zum Reden, und Lenore und Marcia schauen mich seltsam an, als hätten sie Bauchweh. Die meisten außer Drucy schauen durch mich hindurch, als gäbe es mich gar nicht. Ich glaube, hier kommt man in eine Art Rauschzustand. Jeder kommt mir irgendwie ausgeflippt vor, außer Drucy. Sie wirft mir immer diese geheimnisvollen Blicke zu. Und heute morgen beobachtete ich sie und die anderen in einer Ecke der Cafeteria. Sie drängten sich aneinander und betrachteten etwas auf dem Boden und flüsterten, aber sobald sie merkten, daß ich ihnen zusah, stießen sie einander an und gingen weg. Was sollte das nun wieder bedeuten? Solche Vorfälle machen mir ein

bißchen Angst. Ich frage mich, was sie wissen, was ich nicht weiß, oder ob es etwas gibt, was alle wissen außer mir. Dann komme ich mir so klein und dumm vor. Drucy hat etwas an sich, was ich nicht verstehe. In ihrer Gegenwart fühlt man sich wie in Gesellschaft eines sehr bedeutenden Erwachsenen, und man hat Angst, das Falsche zu sagen. Sie wirkt immer so selbstsicher, so – ich weiß nicht recht – unjung. Sie ist mehr wie eine Erwachsene, die alles weiß und sich nie fragt, ob sie das Richtige tut, oder sich Gedanken darüber macht, was die anderen von ihr halten.

Als sie in der Cafeteria bemerkten, daß ich sie beobachtete, kam ich mir so dumm vor, daß ich am liebsten im Boden versunken wäre. Das schlimmste war, daß Rhoda und Stanley den Blick nachahmten, den Drucy mir zuwarf.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe das Gefühl, etwas geht hier vor, und ich will es wissen, aber ich habe keine Ahnung, wie ich das anstellen könnte. Ich wage es nicht, jemand anderen zu fragen, und Drucy will ich nicht fragen.

Jetzt muß ich aufhören, weil das blaue Licht blinkt. Es ist fast so schlimm, wie wenn meine Mutter mir sagt, daß ich das Licht ausmachen muß. Ich wollte, ich könnte im Dunkeln schreiben. Na, hier braucht man wenigstens keine Angst zu haben, zu verschlafen und zu spät in die Schule zu kommen. Das gilt in meiner Schule zu Hause als große Verfehlung, und man muß ein ganzes Dokument bringen, das erklärt, was vorgefallen ist.

10. TAG

Heute abend haben wir einen Film mit dem Titel « Daisy Miller » gesehen. Ich weiß nicht genau, ob mir die Heldin gefallen hat. Sie war hübsch und alles, aber ich habe ihr nicht abgenommen, daß sie so unschuldig und lieb und rein ist. Mir kam sie recht verwöhnt vor, sie wollte nur tun, was ihr paßte, und hörte auf niemanden. Deshalb starb sie am Ende. Ich frage mich : Wann ist man ein unabhängiger Mensch, wenn man tut, was einem paßt, und wann ist man einfach egoistisch und rücksichtslos ?

Auf gewisse Weise erinnerte Daisy mich ein wenig an Lila – sie war so von sich selbst begeistert und kommandierte alle herum. Aber Lila ist noch schlimmer. Sie erzählt mir immer von den tollen Freundinnen ihrer Mutter und gibt damit an, daß ihr Vater als selbständiger Unternehmer etwas Besseres sei. Aber mein Vater hat mir gesagt, daß Immobilienmakler meistens Betrüger seien.

Heute habe ich in der Cafeteria Drucy und ihre Schatten wieder in derselben Ecke gesehen. In der Pause ging ich zu ihr und sagte ganz direkt, aber leise : “Glaubst du, daß sie uns ewig hierbehalten wollen ?”

Sie schaute mich an. Junge, sie hat wirklich einen durchdringenden Blick. Und sie schwieg unendlich lange. Dann sagte sie finster : “Wer sind *sie* ?”

Das verblüffte mich. “Wer uns hierhergebracht hat.”

“Weißt du, wer das ist ?”

“Nein.”

“Weißt du, warum wir hier sind ?”

“Nein.”

“Willst du weg ?”

“Manchmal ja und manchmal nein.”

“Na bitte”, sagte sie und lachte. “Da hast du es. Solange du so unentschieden bist, kannst du geradesogut bleiben. Du kannst gar nichts machen, wenn du so halbe-halbe darüber denkst. Die einzigen, die wirklich weg wollen, sind ich, Rhoda, Stanley und Joel. Wir haben einen Club. Aber wir brauchen keine neuen Mitglieder. Vor allem keine “ja-und-nein-Mitglieder”. Kapiert ?”

“In anderen Worten, wenn ich nur “ja” sage, nehmt ihr mich auf ?”

Sie nickte und ging davon. Drucy scheint an keiner Freundschaft etwas zu liegen. Ich kann verstehen, warum sie die Snobs nicht mag, aber ich glaube auch nicht, daß sie Rhoda und Stanley mag. Aus Joel werde ich nicht schlau. Er ist klug, aber er wäre gern auch hart, und das ist er nicht. Die meisten unseres Alters scheinen sich wohler zu fühlen, wenn sie zu einer Gruppe gehören. Aber wenn sie an die falsche Gruppe geraten und versuchen, sich zu verhalten wie die anderen, dann funktioniert es nicht. Dann sind sie “besessen”.

Ich ging zu Marcia, Lenore und Karl. Marcia sah mich eigentümlich an. “Warum hast du mit Drucy gesprochen ?” fragte sie.

Ich lachte und sagte, sie klinge genau wie meine Freundin Lila Löwenthal, die mich ganz für sich haben will und es nicht ertragen kann, wenn ich mit jemand anders auch nur rede. Dann erklärte ich Marcia, daß ich nur mehr über Drucys Ausbrecherclub erfahren wollte.

“Was hat sie gesagt ?”

“Sie hat gesagt, wenn ich wirklich weg wolle, könne ich zu ihnen kommen.”

“Was hat sie damit gemeint ?”

“Nun, sie sagte, viele wollen halb bleiben und halb gehen.”

Dann fragte Karl : “Warum willst du hier weg ? Es ist viel besser hier als draußen. Alles ist einfach. Wir können lernen, soviel wir wollen, und niemand plagt uns oder lacht uns aus deswegen, und es gibt keine Erwachsenen, die sich streiten und einander anbrüllen.”

Ich schaute Karl an und fragte mich, wie schrecklich mir zumute wäre, wenn ich einen Vater hätte, der unglücklich und betrunken nach Hause käme und mit meiner Mutter streiten würde. Es tat mir leid, daß ich Karl nicht einladen konnte, bei uns zu leben.

Mein Eltern streiten zwar auch, aber sie machen Witze dabei. Doch ich konnte ihn nicht zu uns einladen, weil ich selbst dort nicht mehr lebte.

Lenore sagte: "Aber es gibt hier Erwachsene. Das merkt man. Wir sehen sie zwar nicht, aber sie haben hier alles in der Hand. Sie sind überall."

"Die Erwachsenen sind "sie"."

"Was soll das heißen?" Marcia schaute mich mißtrauisch an.

"Nun, wir reden immer über "sie". Aber wer sind "sie"? Das hat Drucy mich gefragt."

"Ja", sagte Marcia, "aber wer "sie" auch sein mögen, du siehst sie nie. Und sie lassen dich in Ruhe. Was ist die Folge? Alles läuft glatt. Niemand benimmt sich schlecht. Jeder tut seine Arbeit. Alles ist gut. Die Erwachsenen sind es, die uns dazu bringen, Dummheiten zu machen, weil sie so kritisch sind. Sie fallen uns auf die Nerven. Sie erwarten einfach, daß wir schlecht sind. Darum geht es. Manchmal hat man das Gefühl, wenn man nichts anstellt, enttäuscht man sie. Meine Mutter ist immer hinter mir her, nennt mich faul und egoistisch und undankbar und dumm und fragt mich, warum ich nicht so klug wie meine große Schwester bin. Sie *macht* mich schlecht. Ich hasse sie. Und es macht mir gar nichts, wenn ich sie nie wiedersehe."

Ich sagte kein Wort. Genau aus diesem Grund sind die meisten hier halb fürs Bleiben und halb fürs Weggehen. Es ist hier wirklich einfacher ohne Erwachsene, die einen plagen. Ohne sie benehmen wir uns ganz gut. Aber etwas stimmt nicht, und ich weiß nicht, was es ist.

Es gibt viele Fragen, auf die ich gern eine Antwort hätte. Wer hat diese Einrichtung geplant? Wer sorgt dafür, daß sie so sauber und ordentlich bleibt?

Manchmal kommt es mir vor, als würde ich in der Zukunft leben. Wer plant die Unterrichtsprogramme, kocht das Essen, wäscht unsere Kleidung? Wessen Stimme hören wir über den Lautsprecher? Warum sind die Türen verschlossen? Warum sieht man durch die Fenster nur in den Hof? Wo sind "sie"? Sie könnten überall sein, weil wir gewöhnlich alle in einem Raum sind. Wo sind *sie* zum Beispiel abends, wenn wir einen Film anschauen, oder während unserer Mahlzeiten in der Cafeteria? Wir können die Cafeteria nicht verlassen, bis das violette Licht angeht.

Angenommen, ich würde versuchen, in der Toilette zu bleiben, wenn es Zeit für den Abendfilm ist – was würde geschehen?

11. TAG

Heute fand ich einen Zettel von Drucy unter meinem Kopfkissen. Darauf stand : "Die Tür ist immer abgeschlossen, wenn wir in einem Raum sind."

Warum hat sie das geschrieben ?

Marcia schaute herüber, als ich den Zettel las, und als ich ihr einen Blick zuwarf, sah sie weg. Sie ist ein merkwürdiges, stilles Mädchen, ich glaube, sehr emotional.

Den ganzen Tag fühlte ich mich unbehaglich. Drucy beobachtet mich ständig, genau wie die unheimliche Rhoda, die ihr folgt wie ein Schatten. Rhoda sieht aus wie eine wilde Zigeunerin und redet kaum etwas. Ich glaube, noch nicht einmal Drucy mag sie. Als wir in der Cafeteria waren, ging ich zu Drucy und fragte sie, was sie mit dem Zettel gemeint habe.

"Kannst du nicht lesen ?"

"Doch, aber ich wollte, du würdest es mir erklären, damit ich mir sicher bin."

"Dann versuch einfach jetzt, hier herauszukommen ! Kapierst du ! Wir sind eingeschlossen. Wo wir auch sind, wir sind eingeschlossen ! Verstehst du das ? Wir sind immer eingeschlossen."

Ich ging davon und kam mir ziemlich dumm vor. Nun, ich habe beschlossen, das zu tun, was ich schon angedeutet habe – zu versuchen, in der Toilette zu bleiben. Aber ich muß zugeben, daß ich mich ein bißchen fürchte, es allein zu tun, daß ich Angst habe vor dem, was geschehen könnte. Aber ich wage es nicht, Marcia oder Lenore oder Karl um Hilfe zu bitten. Außerdem machen wir hier immer alles zusammen. Ich fürchte, jeder würde es merken, wenn ich zurückbliebe. Wie kann ich es anstellen, in der Toilette zurückzubleiben, während alle anderen zum Film gehen ?

Heute abend fühle ich mich wie zerschlagen.

12. TAG

Heute morgen lag wieder ein Zettel unter meinem Kopfkissen. Ich versuchte ihn zu lesen, ohne daß Marcia es merkte, aber ich weiß, daß sie mir zuschaute. Auf dem Zettel stand: "Laß es sein." Das war alles. Natürlich war die Nachricht von Drucy. Ich suchte den ganzen Tag eine Gelegenheit, mit ihr zu reden, doch sie wich mir aus, also hatte es keinen Sinn. Danach war ich zu ängstlich, meinen Plan auszuführen. Ich fürchtete, daß Drucy es vielleicht schon versucht hatte und wußte, was geschehen würde. Als wir zum Film gingen, schaute sich Drucy nach mir um, und als sie mich sah, lächelte sie erfreut und nickte. Sie behält mich im Auge. Doch im Moment kam ich mir sehr einsam vor. Drucy und ihr Schatten Rhoda bewachen mich.

Marcia sagte mir, sie wolle nicht mehr mit mir reden, wenn ich zu Drucy und ihrer Ausbrechergruppe ginge.

"Warum nicht?"

Sie zuckte die Achseln und sagte, es wäre wie ein Betrug.

"Betrug an wem?"

"An uns."

"Wen meinst du damit?"

"Uns alle, die hierbleiben wollen."

"Ich verstehe dich nicht. Es ist schließlich nicht so, als würden wir zu irgendeiner Vereinigung gehören..."

« Das ist es nicht, Ev. Es ist kein Club oder eine besondere Gruppe. Es sind einfach wir alle; wir alle hier, von Drucy und ihren Anhängern abgesehen, haben eine bestimmte Meinung über das Leben draußen. Hier ist es besser. Und wir haben eine gewisse Loyalität gegenüber dem, was hier geschieht – gegenüber uns. Es ist, wie wenn man einer Partei beitrifft. Und wenn du das nicht ebenso empfindest – nun – dann tust du es eben nicht."

Ich wußte nicht genau, was sie meinte. "Marcia, ich weiß nicht, was "das hier" ist. Ich weiß noch nicht einmal, was diese ganze Einrichtung bedeuten soll." In diesem Moment kamen drei von der Snobgruppe herüber und setzten sich zu uns: Ginny, Vera und Frank. Ginny allein kann sehr freundlich sein, aber in Gesellschaft der anderen gibt sie an; sie ist recht gemein und hetzt gegen irgend jemanden. Vera ist genauso. Sie ist blond und hübsch und sehr eitel. Mein Onkel Norman nennt diesen Typ "eine leere Vase". Sie saßen da und grinsten uns an, dann sagte Frank: "Was habt ihr Superklugen denn am Kochen?"

Marcia warf mir einen warnenden Blick zu und zog ihre Augenbrauen grimmig zusammen. Frank schaute mich mit schiefem Lächeln an und sagte: "Laß dich nicht mit Drucy ein. Sie hat nichts Gutes vor."

"Woher weißt du das?" fragte ich.

"Oh, das sieht man doch schon daran, wie sie hier herumschwebt mit der Nase in der Luft und mit keinem spricht."

"Ich glaube, du siehst gar nichts, Frank." Ich schaute ihn sehr kühl an. Er zuckte die Achseln, wartete ein paar Augenblicke, dann gab er den anderen eine Art Signal, sie standen auf und gingen davon. Ich redete weiter mit Marcia, als wenn sie gar nicht dagewesen wären.

"Jedenfalls weiß ich nicht, was ich tun soll. Ich meine, ich will nicht zu Drucys Gruppe gehören – noch nicht. Ich würde nur gern wissen, warum wir hier sind und wie lange wir bleiben sollen. Und warum sind wir gefangen?"

"Ich komme mir nicht gefangen vor."

"Marcia, kapiert du denn nicht? Wir können hier nicht 'raus. Es gibt keine Türen oder Fenster außer denen, die zum Hof führen. Wir kriegen nichts zu sehen als diese Gebäude. Die Gänge haben an einer Seite feste Wände, an der anderen Türen, die zu den verschiedenen Räumen führen. Es gibt überhaupt keinen Fluchtweg. Wenn du irgendwo nicht mehr hinaus kannst, bist du ein Gefangener."

Marcia schaute mich an und schüttelte den Kopf. "Evi, zu Hause, wo ich jederzeit durch die Tür hätte gehen können, war ich mehr gefangen als hier. Ich konnte nicht wirklich weg. Kinder können das nicht. Ich meine, wo sollte ich schon hin? Kein Geld. Keinen Zufluchtsort. Oh, ich weiß, es gibt Kinder, die abhauen, sie verschwinden, und die Eltern suchen sie überall. Aber diesen Kindern sind schreckliche Dinge zugestoßen, weil sie sich mit jedem einlassen müssen, um durchzukommen. Wer will so was schon mitmachen? Das ist nichts für mich. Ich will nicht in irgendeinem Keller bei den Ratten schlafen. *Hier* sind wir sicher. Wir haben alles, was wir brauchen. Alles, was wir uns wünschen. Und wir lernen immerzu. Jede Minute des Tages ist mit interessanten Dingen ausgefüllt. Wir bekommen gutes Essen. Es gibt keine Erwachsenen, die an uns herummeckern und uns kritisieren und uns das Gefühl geben, dumm und nutzlos zu sein. Keine großen Schwestern, die uns ärgern und auf uns herabschauen. Keine Lehrer, die uns in Angst und Schrecken versetzen. Keine Pflichten im Haushalt. Was willst du mehr?"

Vielleicht hat Marcia recht. Wirklich, was will ich mehr? Ich habe hier alles. Ich muß mein Zimmer nicht aufräumen. Das Essen ist in Ordnung, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat. So toll sind Schokolade und Bonbons auch nicht. Und Muffy ist eigentlich eine Plage – dauernd hat er seine schmutzigen Finger in meinen Sachen und macht sich lustig über meine Schreiberei. Keine Mutter nervt mich wegen der Hausaufgaben und sagt mir, ich solle aufhören zu träumen. Kein Vater macht dumme Witze über Virginia Woolf. Ich muß keine Verwandten besuchen oder Dankeschönbriefe für ihre Geschenke schreiben. Ich muß noch nicht einmal mit Lila Löwenthal streiten, wer reicher oder begabter ist. Ich lerne mehr, als ich je in der Schule gelernt habe. Ich muß nicht warten, bis ich endlich ins Bad kann. Und wenn ich drin bin, hämmert niemand an die Tür und sagt, ich soll mich beeilen. Und niemand schreit am Abend, ich soll endlich mein Licht ausmachen.

13. TAG

Also, meiner Meinung nach ist Mathematik die dümme Sache der Welt. Ich kann Aufgaben nicht leiden, die so anfangen: "Tom und Harry müssen zwanzig Kartoffelsäcke in zwei Tagen füllen." Oder: "Tom und Harry reisen nach Kalifornien; der eine nimmt das Flugzeug und unterbricht seinen Flug in Chicago", und dann geht es endlos weiter mit Fragen nach Stunden und Kartoffeln, und alles ist ganz sinnlos. Ich habe einfach die Nase voll von Tom und Harry und ihren Kartoffeln.

Etwas anderes, was ich nicht ausstehen kann, ist historischer Lesestoff. Wer interessiert sich schon für Leute, die vor so langer Zeit gelebt haben? Nun – das ist vielleicht eine törichte Ansicht, denn wenn man über Menschen vergangener Zeiten liest, erfährt man, daß sie schon immer Schwierigkeiten und Sorgen hatten, auch bevor es Drogen und Fernsehen gab. Ich nehme an, deshalb müssen wir Geschichte lernen. Aber das Auswendiglernen von Jahreszahlen ist wirklich langweilig.

Heute hatten wir ein phantastisches Fach – Zeichnen. Auf dem großen Bildschirm wurde ein Gemälde gezeigt. Eine Stimme sprach über Raum und Form und über das Verhältnis der Formen innerhalb eines gegebenen Raumes; die Proportion der Formen und das Spiel von Hell und Dunkel stellen außerdem das Gleichgewicht zwischen räumlichen Formen her. Während die Stimme redete, sahen wir verschiedene Gemälde, moderne und sehr alte. Zuerst wurde das Gemälde in Farbe gezeigt, dann in Schwarz-Weiß, wobei es auf die Grundformen reduziert war. Während wir das Bild mit den schwarz-weißen Formen sahen, spielte Musik im Hintergrund, und die Stimme erklärte, worauf wir achten sollten. Dann sagte die Stimme, auch die Musik beruhe auf einem mathematischen Prinzip der Harmonie zwischen Tönen und Akkorden. Ich weiß nicht, ob ich es richtig erklärte, weil ich nicht sicher bin, daß ich alles verstanden habe, aber während ich zuhörte und hinschaute, leuchtete es mir ein. Danach arbeiteten wir mit Kunststoffblöcken, die zusammengeklebt und auf Tablettts gelegt worden waren. Sie kamen über die Monitoren herauf, und wir mußten räumliche Arrangements mit den Blöcken machen und sie dann mit Kohle zeichnen.

Drucy schaute immer wieder zu mir her und blinzelte, und dann kam sie herüber und fragte mich flüsternd, ob ich inzwischen beschlossen hätte, ihrer Gruppe beizutreten. Ich sagte, noch nicht. Und sie sah verärgert aus und fragte mich, warum nicht. Und ich sagte, ich hätte beschlossen, es hier nicht so schlimm zu finden. Warum sollte ich dann weggehen?

"Aber wir sind Gefangene!"

"Das ist mir klar, aber es kommt darauf an, wie man die Sache betrachtet. Ich komme mir wirklich nicht wie eine Gefangene vor."

"Wir können nicht 'raus, stimmt's?"

"Soviel ich weiß, stimmt das."

"Nun, dann ist das hier ein Gefängnis, oder nicht?"

"Wenn du es so betrachtest, schon."

Sie schaute mich wütend, fast verzweifelt an, und ich kam auf den Gedanken, daß sie vielleicht so viele Leute wie möglich in ihrer Ausbrecherguppe zusammenhaben wollte, damit sie wenigstens von der Zahl her eine Chance hatte. "Sag mir eins, Drucy, hast du jemals wirklich versucht, 'rauszukommen?"

Zuerst gab sie mir keine Antwort, und ich schaute sie an, bis sie fast widerwillig nickte.

"Und was ist passiert?"

"Ich kann dir nur sagen, versuch es nicht. Deshalb habe ich dich auf dem Zettel gewarnt."

"Warum? Nicht, daß ich vorhätte, es jetzt zu tun."

"Weil etwas Komisches passiert ist. Es war schrecklich."

"Wirklich etwas Komisches? Was meinst du?"

"Ich meine merkwürdig. Unheimlich. Ich kann es einfach nicht erklären."

"Warum nicht?"

"Ich kann es einfach nicht. Das ist alles. Aber ich warne dich. Versuch es nicht."

"Nun, du machst mich neugierig. Vielleicht versuche ich es doch."

Sie beugte sich näher zu mir und flüsterte: "Eines Abends habe ich versucht, in der Toilette zu bleiben, während die anderen zum Film gingen. Du weißt doch, wie abgetrennt die Zylinder sind, in denen die Toiletten stehen. Nun, in einem davon bin ich geblieben und habe gehofft, niemand würde mich vermissen, bis die Tür zum Auditorium abgeschlossen war. Dann wollte ich herauskommen und mich umschauchen – feststellen, wer zu sehen ist, während alle Schüler im Auditorium sind."

Sie schaute sich um, ob niemand uns belauschte. Die anderen suchten ihre Blöcke und Dreiecke zusammen und legten ihre Zeichnungen in den Monitor. Ich sah, daß Ginny und Vera uns beobachteten.

"Was ist passiert?"

"Ich weiß es nicht genau, Ev. Ich roch etwas Komisches in der Luft – es war ein irgendwie vertrauter Geruch, aber schlimmer als alles, was ich je gerochen hatte, irgendwie ekelerregend wie verschwitzte alte Schuhe, und ich hätte mich am liebsten übergeben. Aber als ich mich bewegen wollte, konnte ich mich nicht rühren. Das kann ich dir schwören."

"Du konntest dich tatsächlich nicht rühren?"

"Es war wie in einem Traum, wenn einem die Beine so schwer sind, daß man meint, sie seien gelähmt."

Ich schaute sie an und sah, daß sie nicht schwindelte.

"Wie lange?"

Sie schüttelte den Kopf. "Ich weiß nicht. Es war verrückt, als hätte man mich bei offenen Augen und aufrecht stehend eingeschläfert. Und als ich wieder zu mir kam, stand ich im Zylinder und konnte die anderen hören, und dann war es Zeit zum Schlafengehen, und ich machte, daß ich zu ihnen kam."

"Hat jemand etwas gemerkt?"

"Ja. Zwei fragten mich, was geschehen sei, und ich sagte, ich sei auf der Toilette gewesen, und damit basta. Mann, hatte ich Angst!"

"Warum versuchst du dann immer noch zu fliehen? Ich meine, hast du seither nicht Angst, etwas Schlimmeres könnte geschehen?"

"Evi, es hat mich unheimlich wütend gemacht. Ich denke mir, wenn es viele versuchen, könnte es nicht uns allen geschehen."

"Aber du weißt es nicht."

"Eigentlich nicht."

"Drucy, gefällt es dir hier?"

"Es ist nicht übel."

"Manches ist sogar ziemlich gut."

"Warum willst du dann nicht bleiben?"

"Mir paßt einfach diese Vorstellung nicht."

"Welche Vorstellung?"

"An einem Ort gefangen zu sein, wo ich nicht 'raus kann. In einer Umgebung zu leben, die mir ganz unwirklich vorkommt."

"Gefällt es dir hier besser als zu Hause?"

"Ja, in mancher Beziehung."

"Warum willst du dann weg?"

"Ich habe dir doch gesagt, das ist ein Gefängnis. Ich mag keine Gefängnisse. Ich mag es nicht, gezwungen zu werden."

"Betrachte es doch mal andersherum. Es gefällt dir hier. Zu Hause gefällt es dir nicht. Warum bleibst du nicht einfach und genießt es?"

"Ich glaube, es gruselt mich einfach, hier zu sein. Ich weiß nicht, warum ich hier bin, wie ich hergekommen bin. Mir kommt es vor, als würde ich für irgendein – Experiment benutzt. Außerdem hasse ich Gefängnisse." Sie schwieg ein paar Sekunden lang nachdenklich, dann fügte sie hinzu: "Ich habe einmal meinen Bruder im Gefängnis besucht. Weißt du, wie das ist?"

"Nein. Aber ich glaube, ich kann es mir vorstellen."

"Das kannst du nicht. Du kannst es einfach nicht."

Und wütend ging sie davon.

Dann kamen Ginny und Vera herüber. Ich wollte, ich würde mich in ihrer Gegenwart nicht so unbehaglich fühlen. Wenn sie zusammen sind, kommen sie mir vor wie Siamesische Zwillinge, die aneinanderkleben, um sich zu stützen. Ginny sagte: "Worüber hast du mit Drucy geredet?" Sie schaute mich mit ihren Katzenaugen an, und ich fragte sie, warum sie das wissen wolle. Sie lächelte überheblich und warf Vera einen schlitzäugigen Blick zu. Dann sagte Vera: "Du brauchst dich mit ihr nicht anzufreunden." Ich antwortete, ich freunde mich an, mit wem ich will.

Ein Gutes hier ist, daß wir alle so ungefähr das gleiche anhaben, deshalb mustert einen keiner von Kopf bis Fuß, um die Garderobe zu begutachten.

14. TAG

Heute nachmittag hatten wir Theaterliteratur. Der Unterricht begann mit einem Vortrag über die Struktur des Schauspiels und über den aristotelischen Grundsatz von der Einheit von Zeit, Ort und Handlung. Ich wette, die phantastische Schauspielerin Lila Löwenthal hat davon noch nie etwas gehört! Sie erzählt mir immer, daß sie einmal Schauspielerin wird. Das ist vielleicht ein Witz! Mit ihrem hohen, mageren Hintern kann sie bestimmt am besten eine Giraffe spielen.

Nach dem Vortrag über die Theorie zeigten sie uns das Schauspiel *Ein Puppenheim* von Henrik Ibsen. Onkel Norman hat mir schon von dem Stück erzählt. Es handelt nicht von einem richtigen Puppenhaus. Es geht darin um eine Frau namens Nora, deren Mann ein eingebildeter Typ ist und sie behandelt wie ein dummes Kind. Er nennt sie seine Lerche und kommandiert sie herum, damit er sich großartig vorkommen kann. Am Schluß wird Nora klar, daß sie nichts als seine Puppe gewesen ist, und sie verläßt ihn. Das war vor rund hundert Jahren, lange vor der Frauenemanzipation. Es ist ein gutes Stück, aber ich finde, es wird darin zuviel geredet. Ob Ibsen wohl gut in Orthographie war? Ich finde, Erwachsene nehmen Orthographie zu wichtig, es ist ganz egal, ob man die Wörter richtig buchstabiert oder nicht.

Ich weiß nicht mehr, ob ich die Pausenhöfe schon beschrieben habe. Wenn wir draußen sind, müssen wir Sportkleidung tragen, eine Art Trainingsanzug an einem Stück mit Reißverschluß. Die Jungen tragen die gleichen Anzüge. Sie sind geräumig und bequem und einfach an- und auszuziehen, und wenn man nichts darunter tragen will, macht es auch nichts. Die Anzüge haben alle verschiedene Farben. Wenn wir sie einmal getragen haben, werfen wir sie in den Wäscheschacht. Wenn sie sauber zurückkommen, versuche ich immer, einen roten zu kriegen, weil Rot meine Lieblingsfarbe ist. Manchmal bekomme ich einen hellblauen, das gefällt mir auch. Aber ich mag es nicht, wenn nur noch ein brauner oder tannengrüner übrig ist.

Es gibt zwei Pausenhöfe – die Innenhöfe der beiden Gebäude. Zwischen den Gebäuden liegt außerdem ein Garten, in dem man spazieren gehen oder sitzen und reden kann. Der Grundriß der ganzen Anlage ist mir jetzt klar, und ich werde versuchen, ihn aufzuzeichnen. Die Jungen bleiben gewöhnlich in "ihrem" Hof, obwohl er genau wie der unsere aussieht. Beide haben Markierungen für Baseball, dann Tennisplätze und alle möglichen Geräte, Springseile, Bälle, Federball, Basketballvorrichtungen, Kletterstangen und ein Trampolin. Gewöhnlich haben wir zweimal am Tag Sport.

Heute hat Drucy mich noch nicht mal angesehen. Ich habe viel über unser Gespräch nachgedacht, und ich bin mir wirklich nicht so klar darüber, ob ich hierbleiben will. Ich meine, obwohl es mir gefällt, obwohl wir guten Unterricht haben, obwohl das ganze System ohne Erwachsene und Lehrer und ohne Lila Löwenthal und so weiter mir zusagt, ist das ganze nicht *normal*. Ich kann es nicht richtig ausdrücken. Zum Beispiel ist es wirklich unheimlich, daß wir nie wissen, wieviel Uhr es ist. Der Tag läuft nach einem gewissen Stundenplan ab, und wir passen uns an. Unheimlich ist auch, daß alle Schüler so ruhig sind. Es redet kaum jemand, sie werden noch nicht einmal wütend aufeinander. Und hin und wieder wünsche ich mir fast, ich könnte hören, wie meine Mutter mich anschreit oder wie mein Vater und Onkel Saul beim Abendessen laut miteinander reden. Und ich wollte, ich könnte mit meinem Onkel Norman sprechen. Er ist der beste Gesprächspartner. Ich kann ihm fast alles sagen, auch Dinge, die meine Mutter einfach nicht versteht. Einmal sollte ich zum Beispiel bei einer Schulaufführung die Persephone spielen, und ich war schon ganz aufgeregt, weil ich in einem Flattergewand aus Chiffon tanzen mußte; da überlegte sich die Lehrerin es anders und gab die Rolle Elaine Brodsky, weil Elaine bessere Noten hatte. Sie ist so dick und unbeholfen, und ich war so wütend, daß ich dachte, ich würde Selbstmord begehen. Onkel Norman wußte genau, wie mir zumute war, und er sagte, die Lehrerin habe unrecht, die Rolle müsse entsprechend den schauspielerischen Fähigkeiten vergeben

werden und habe mit Noten nichts zu tun. Meine Mutter gibt immer den Lehrern recht, aber Onkel Norman weiß wirklich, wie es ist, ein Schüler zu sein. Er scheint alles zu wissen, doch manchmal bin ich mir nicht sicher, ob seine Einfälle so gut sind. Dennoch gefällt es mir, wenn er mir davon erzählt.

Vorhin hat Drucy mir lächelnd zugeblinzelt und dabei einen Seitenblick auf Stanley und Joel geworfen, die an einem anderen Tisch saßen. Mir ist aufgefallen, daß sie kaum mehr mit Drucy zusammen sind. Meistens halten sie sich jetzt an die Jungen, ich glaube, sie haben es satt, herumkommandiert zu werden. Wahrscheinlich haben sie sich nur zum Spaß an Drucy herangemacht, weil sie sehen wollten, was sie vorhat. Sie wollen nicht wirklich fliehen. Oder vielleicht planen sie ihr eigenes Vorhaben.

15. TAG

Wieder ein Zettel unter meinem Kopfkissen. Darauf stand: "Willst du hier *ewig* bleiben?" Das war alles. Marcia sah, wie ich ihn las. Sie schaute mich aus ihren traurigen grauen Augen an und sagte: "Evi, ich hoffe, du gehst nicht weg."

Ich sagte ihr, wahrscheinlich nicht – zumindest nicht sofort, aber ich hätte viel darüber nachgedacht und sei zu dem Schluß gekommen, daß ich hier nicht mein ganzes Leben verbringen wolle.

"Was mich angeht, ich finde es großartig. Keiner meckert hier an mir herum oder macht, daß ich mir dumm vorkomme."

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Für sie stimmt das wohl. Aber mir fallen manchmal, wie gestern, bevor ich einschlief, die guten Dinge von zu Hause ein. Zum Beispiel, wenn nur Onkel Norman zum Essen kommt und wir Onkel Saul und Tante Bertie nicht einladen müssen. Er und meine Mutter reden dann viel über seine Ideen und über seine Doktorarbeit, an der er ständig schreibt. Und mein Vater hört zu und raucht seine Zigarre und blinzelt in den Rauch, und manchmal, wenn Onkel Norman und Mutter mit großartigen Worten um sich werfen, reißt er seine Augen weit auf und schaut Muffy an und wiegt den Kopf hin und her, als sei er schrecklich überrascht von diesen Worten.

Manchmal kommen auch Tante Bertie und Onkel Saul. Dann wird mein Vater ganz nervös, und es kommt fast zu einem Streit zwischen ihm und Onkel Saul, wobei beide mit ihren Zigarren fuchteln und sich über die Börse aufregen. Tante Bertie behandelt mich immer, als hätte sie Mitleid mit mir, sie spricht mit einer merkwürdigen, zirpenden Stimme, die viele Erwachsene gegenüber Kindern gebrauchen, damit sich die Kinder klein und dumm vorkommen. Sie hat einen Sohn, meinen Vetter Steve, und mein Onkel Norman sagt, Steve sei völlig verkorkst, weil Bertie keine Ahnung von Kindern habe. Sie kümmerge sich nur um sich und ihr gesellschaftliches Leben. Ich habe Steve so gut wie nie gesehen, deshalb kann ich wenig dazu sagen. Er ging in eine feine Schule irgendwo in New Jersey, und dann ging er in ein feines College, und dann ist er verschwunden. Meine Mutter sagte, Tante Bertie habe Steve nicht in ihrer Nähe ertragen, deshalb habe sie ihn in Internate geschickt und in den Ferien ins Lager. Jetzt wissen sie nicht, wo er ist, aber sie fürchten, er ist zu irgendeiner religiösen Sekte gegangen. Wenn Tante Bertie sich bei uns setzt, dann tut sie es so vorsichtig, als hätte sie Angst, sich ihr Kleid zu beschmutzen.

Aber Familienstreitigkeiten sind schon das Schlimmste. Und irgendwie fehlen sie mir auch. Hier sind alle so still – so *unlebendig*. Und Muffy fehlt mir. Neulich im Bett habe ich an ihn gedacht und an seine Sammlung seltsamer Tatsachen, von denen man sich nicht vorstellen kann, daß sie irgend jemanden interessieren. Ich mußte auch daran denken, wie er alle diese verrückten Statistiken auswendig lernt. Er weiß, welche Frau die schmalste Taille hat, welcher Mann die größten Füße, wer am längsten den Schluckauf hatte und was der dickste Mann täglich ißt. Solche Sachen. Er hat sie aus einem Taschenbuch, das Onkel Norman einmal mitgebracht hat, und Muffy verschlingt dieses schmierige Buch geradezu. Die Seiten sind schon ganz weich und grau vom vielen Lesen. Er liegt bäuchlings auf dem Boden, die Stirn gerunzelt, und plötzlich brüllt er ganz aufgeregt: "He, willst du wissen, wie lange es schon mal jemand unter Wasser ausgehalten hat?" Egal, was ich gerade mache, ich muß aufhören und ihm zuhören. Und dann ist mir noch eingefallen, wie Muffy unseren Hunden Namen gegeben hat. Das war, nachdem er aus irgendeinem Buch die Namen von George Washingtons Lieblingspferden erfahren hatte – Nelson und Blau. Muffy war so begeistert von diesen Namen, daß er uns dazu brachte, unsere Hunde umzutaufen. Muffy sagte, unsere Hunde seien so außergewöhnlich, daß sie auch besondere Namen haben sollten. Alle Hunde hießen "Prinz" und "Fleck", und wir sollten unseren ausgefallene Namen geben. Mutter meinte, die Hunde würden neurotisch, wenn wir ihre Namen änderten, doch Muffy erklärte ihr, er habe einmal gelesen, daß Hunde ihre Namen gar nicht verstünden, das

heißt, sie hören nur die Vokale und reagieren darauf, außerdem auf den Klang der Stimme, die sie ruft. Wenn Muffy so ernsthaft etwas erklärt, was er genau zu wissen glaubt, lacht Mutter immer und sagt: "Na gut, Professor." Also stimmten wir alle zu, von jetzt an Prinz Nelson zu nennen und Fleck Blau. Ich sagte ihm, die Vokale seien nicht die gleichen, aber das beunruhigte Muffy nicht. Zuerst war es sehr verwirrend, doch Muffy korrigierte uns immer wieder und versuchte, die Hunde zu dressieren, indem er sie ständig bei ihren neuen Namen nannte, bis wir alle kurz vorm Überschnappen waren. Das Komische ist, daß Prinz, ich meine, Nelson, wie ein kleiner, zerzauster, staubiger grauer Mop aussieht mit dunklen runden kleinen Augen, und wenn Muffy immer wieder zu ihm sagte: "Hier, Nelson!", saß der arme kleine Hund nur da mit schiefem Kopf und ernsten Augen und fragte sich, was Muffy wohl von ihm wollte. Blau ist mager, unruhig und gut gelaunt, er hat sehr glattes, flaches Fell. Und wenn jemand uns fragt: "Warum nennt ihr ihn Blau? Er ist doch gar nicht blau", dann erklärt Muffy ernsthaft, daß er nach einem Lieblingspferd von George Washington genannt wird.

Muffys Begeisterung für George Washington fing nach unserer Reise nach Washington und Mount Vermont an. Onkel Norman sagt immer zu meiner Mutter, es sei gut, den Geist junger Leute dadurch zu stimulieren, daß man sie mit jedem Lebensaspekt in Berührung bringe. Er nennt das "die Welt schmecken". Meine Mutter hat das sofort geschluckt. Sie und Onkel Norman hatten sich darüber geeinigt, daß Kinder alles über die Fundamente unseres Landes lernen sollten. Mein Vater ging fast an die Decke, manchmal ärgert er sich wirklich über Onkel Norman und seine Theorie. Dann sagt er zu meiner Mutter: "Wenn dein Bruder Norman soviel Geld wie Theorien hätte, wären wir alle reich." Aber mein Onkel Norman fehlt mir wirklich.

Heute hörte ich, wie Drucy zu Rhoda sagte, sie solle sich verdrücken, und dann kam Joel herüber und sagte zu Drucy: "Du glaubst wohl, du bist die Größte, wie?" Drucy gab keine Antwort, sie lächelte nur ruhig und amüsiert und ging sehr aufrecht davon. Das war das erste Mal, daß ich hörte, wie jemand so etwas zu einem andern hier sagt. Rhoda und Joel fingen an zu flüstern, und Rhoda sagte: "Sie weiß etwas, was sie nicht verrät."

16. TAG

Heute geschah etwas, das war wirklich irre. Jetzt bin ich ganz aufgeregt und durcheinander, und ich habe nicht viel Zeit zum Schreiben. Aber ich werde versuchen, alles aufs Papier zu bringen. Drucy hat in letzter Zeit nicht viel mit mir geredet. Sie hat mich nur beobachtet und mir hin und wieder zugeblinzelt. Aber heute morgen beim Frühstück sagte sie sehr leise – ich konnte es kaum verstehen – und mit einem merkwürdigen Lächeln: "Hast du uns schon mal in der Ecke der Cafeteria gesehen?" Ich nickte, und sie sagte: "Wenn du Gelegenheit dazu hast, schau dir den Fußboden dort mal an. Aber paß auf, daß keiner dich beobachtet."

Das machte mich natürlich neugierig. Ich kam auf keine Idee, wie ich den Boden mustern sollte, ohne daß es auffiel und Marcia mich fragte, was ich da tue und so. Beim Mittagessen konnte ich nicht um den Fleck herumspazieren, aber ich schaute immer wieder hinüber und überlegte, wie ich ganz selbstverständlich hingehen könnte. Endlich beim Abendessen ergab sich die Gelegenheit, und ich schlenderte wie zufällig hinüber. Es war sehr seltsam. Zuerst verstand ich nicht, wovon sie geredet hatte. Der Boden besteht einfach aus sehr großen Linoleumquadraten, dunkelblaue und weiße Vierecke wechseln ab wie auf einem riesigen Schachbrett. Ich bückte mich und schaute genauer hin, und da sah ich eine kleine Lücke zwischen einem Quadrat und dem nächsten, eine Art Riß. Und als ich meinen Fuß daraufstellte, fühlte es sich an wie ein loses Brett! Mann, hatte ich Angst! Ich wartete nur auf eine Hand, die sich herausstrecken und mich packen würde. Ich ging weg, und mein Herz klopfte wie verrückt. Es war mir vorgekommen, als sei das ganze Quadrat von Rissen umgeben und könnte einfach hochgehoben werden wie eine Falltür. Genau wie in den unheimlichen Fernsehfilmen. Am liebsten hätte ich mit jemandem darüber geredet, um meine Angst loszuwerden. Und ich war so aufgeregt. Aber ich wagte es nicht, auch nur ein Wort zu sagen. Heute abend beim Film ging ich dann zu Drucy und fragte sie, was es mit diesem Quadrat auf sich habe. Und alles, was sie sagte, war: "Das wüßtest du wohl gern!" Dann schwieg sie, doch an ihrem Gesichtsausdruck merkte ich, daß sie es nicht aus Gemeinheit tat. Später, mitten im Film, flüsterte sie mir zu: "Du bist klug, Evi. Sag noch keinem etwas davon."

17. TAG

Von Drucy abgesehen, habe ich zu keinem Menschen etwas über meine Entdeckung gesagt. Inzwischen habe ich die Stelle im Boden wieder betrachtet und habe daraufgetreten, und jetzt glaube ich bestimmt zu wissen, was es ist. Ich kann nicht verstehen, warum Drucy mich darauf aufmerksam machte und sich dann weigerte, darüber zu reden. Aber so ist Drucy eben. Ich frage mich, wieso niemand sonst darauf gekommen ist. Jetzt, wo ich Bescheid weiß, kommt mir die Stelle so verräterisch vor. Ob Drucy sie mir gezeigt hat, damit ich doch an die Illusion eines Auswegs glaube? Ich weiß es nicht.

Jedenfalls hatte ich heute ein langes Gespräch mit Marcia. Soviel hat sie noch nie mit mir geredet. Sie hat mir von ihrem Leben zu Hause erzählt. Ihre Mutter ist eine jener vielbeschäftigten Damen, die ständig mit irgendwelchen ehrenamtlichen Pflichten und Einladungen und Bridgepartys zu tun haben, und wenn Marcia von der Schule kommt, ist sie nie zu Hause. Nur das Dienstmädchen ist immer da, ein ziemlich dummes Mädchen, das am liebsten schreckliche Musik hört und Liebesfilme im Fernsehen sieht und scheußliche Illustrierte liest. Marcia kann das Mädchen nicht leiden, weil es so töricht und eingebildet ist. Wenn Marcias Mutter nach Hause kommt, ist sie gereizt und müde von der ständigen Liebenswürdigkeit gegenüber ihren Freunden und von ihrer Arbeit für die ganze Welt. Dann brüllt sie Marcia an, weil die ihre Hausaufgaben nicht gemacht hat. Marcia sagt, ihre Schwester Felice ist genauso, lächelnd und charmant und voller Witz, wenn Leute da sind. Aber am Familientisch macht sie sich kaum die Mühe zu reden. Marcia sagt, ihr Vater kommt meist spät nach Hause, ißt schweigend sein Essen und liest anschließend die Zeitung und raucht seine Zigarre. Und das ist alles. Man muß sich das mal vorstellen. Ich würde verrückt dabei. Ich weiß, mein Vater ärgert mich oft mit seinen dummen Witzen über meine Schriftstellerei, zum Beispiel, wenn er sagt, wir müßten bald ausziehen, wenn ich weiter das Haus mit meinen vielen Heften vollstopfen würde. Oder er sagt mir ständig, daß ich nie etwas verdienen würde, daß ich in eine Handelsschule gehen sollte, damit ich mich ernähren könnte, während ich etwas Bedeutendes wie etwa Jura studiere. Und ähnliches. Aber immerhin redet er mit mir, und selbst wenn er mich neckt, lächelt er dabei, und ich weiß, daß er mich mag. Und als er meine lange Geschichte "Sommerland" las, schüttelte er den Kopf, als könne er es nicht glauben, und sagte zu meiner Mutter, ich hätte tatsächlich Phantasie und sollte vielleicht fürs Fernsehen schreiben. Vielleicht mag er mich nicht so sehr wie Muffy, aber ich habe gelernt, damit fertigzuwerden. Marcia sagte mir, sie glaubt, ihr vater haßt sie, weil er sich als zweites Kind einen Sohn gewünscht hat. Das ist kaum zu glauben! Sie kann doch nichts dafür, daß sie ein Mädchen ist! Ich habe mir überlegt, wie es wohl bei anderen ist. Ich meine, die meisten von uns ärgern sich über die Eltern, weil sie einen herumkommandieren und meistens "nein" sagen, wenn wir etwas wirklich haben wollen. Und das Unfaire ist, daß sie von uns gute Noten erwarten und Hilfe im Haushalt und zusätzlichen Ehrgeiz bei Musikstunden und beim Üben und ein immer aufgeräumtes Zimmer. Außerdem erwarten sie, daß wir große Taten in der Schule vollbringen, damit sie unseren Namen in der Schulzeitung lesen können, wenn wir bei einer Theateraufführung mitspielen oder eine Rede halten. Damit wollen sie dann vor allen Freunden und Verwandten angeben. Und *dann* erzählen sie uns auch noch, was *sie* alles für *uns* tun. Wirklich, es macht einen fertig, jung zu sein!

Aber so sind sie eben. Und wenn ich auch manchmal wütend auf Mutter bin, ich hasse sie nie. Ich verstehe nicht, wie man mit jemandem leben kann, den man haßt. Und Muffy – oh, er ist eine Plage wie die meisten Jungen, und er macht mich so wütend, wenn er in meinen Heften stöbert und meine Aufzeichnungen liest. Ich habe immer noch kein sicheres Versteck für sie gefunden. Einmal dachte ich, jetzt hätte ich es – unten in meinem Wäschekorb, den ich einmal in der Woche leeren muß. Muffy hat meine Hefte dort nie gefunden. Aber dann kam eines Donnerstags eine neue Putzfrau, die meinen Wäschekorb leerte und meine Mutter fragte, ob sie die Hefte mit der

Wäsche waschen solle oder getrennt. Meine Mutter fand das so komisch, daß sie es jedem erzählt hat. Und einmal, als Muffy mein Gedichtheft erwischte, fing er an, mein langes Gedicht über den Fluß, der sich durchs Tal windet, *laut* seinen Freunden vorzulesen. An jenem Tag habe ich ihn wirklich gehaßt. Aber er ist ein netter Kerl, und er will immer alles mit mir teilen ; wenn er eine Tafel Schokolade oder Gummibärchen oder Bonbons bekommt, achtet er stets darauf, daß ich die Hälfte nehme. Wenn ich mich dann bei ihm bedanke, erklärt er mir, daß Brüder sich um ihre Schwestern kümmern müssen. Das hat ihm mein Vater beigebracht. Aber mir ist noch nie aufgefallen, daß sich mein Vater um Tante Bertie kümmert, obwohl sie seine Schwester ist.

Als wir heute abend in die Cafeteria gingen, fiel Drucy und mir ein seltsamer Geruch auf, ähnlich wie Zigarrenrauch. Ob das unsere Einbildung war? Außer uns schien es niemand zu bemerken, also sagten wir nichts. Jedesmal, wenn ich zu dem losen Quadrat im Boden schaue, bekomme ich Gänsehaut, und mein Herz fängt an zu donnern.

18. TAG

Heute sahen wir einen Film über Geigenbau. Es gibt wirklich viele Dinge, über die ich nie nachgedacht habe! Ich meine, wer denkt schon darüber nach, wie eine Geige gebaut wird. Sie scheint immer am Arm des Geigers festgewachsen zu sein. Dabei ist der Geigenbau eine Kunst, bei der viele Dinge eine große Rolle spielen, zum Beispiel der Firnis, der verwendet wird, und vieles andere, das einem ganz nebensächlich vorkommt. Angeblich hängt es mit dem Firnis zusammen, daß die sehr alten Instrumente besser klingen. Wir erfuhren alles mögliche, zum Beispiel, daß die Violen die Vorgänger der Geigen sind, und nachdem die Instrumente erklärt waren, spielte ein ganzes Kammerorchester. Zweiundzwanzig Leute spielten zugleich, sägten vor sich hin und kamen doch nicht aus dem Takt. Ich habe sie gezählt. Morgen sollen die Harfen drankommen.

In der Cafeteria ging ich wieder an die Stelle und trat wie zufällig auf das lose Quadrat. Es bewegte sich ganz leicht, und der Riß war kaum sichtbar. Ich glaube, daß sich entweder das ganze Quadrat herausnehmen läßt oder daß es an verborgenen Scharnieren befestigt ist. Aber mehr habe ich nicht herausgefunden. Ich wollte es nicht zu auffällig machen. Drucy hat mich beobachtet. Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll. Sie sagt mir nichts, und ich wage nicht mit Marcia und Lenore und Karl darüber zu reden. Lenore sagte heute, sie würde nie weggehen, und Karl sagte, er auch nicht. Ich kann mich nicht entschließen. Gerade wenn ich anfangs, Muffy zu vermissen, und daran denke, wie nett meine Mutter oft ist, dann fällt mir Lila Löwenthel ein. Hier kann ich sie vergessen. Und auch Miß Zabriski fällt mir ein, die mir ständig erklärt, wie dumm ich in Mathematik bin. Wenn ich an sie denke und an die Streitereien bei den Besuchen von Tante Bertie und Onkel Saul, dann finde ich es besser, mich noch nicht zu entschließen. Hier hat man seine Ruhe. Keiner sagt einem, man soll mehr arbeiten, mehr helfen, ordentlicher sein, nicht mehr trödeln, kein Kaugummi kauen, keine Süßigkeiten vor dem Essen naschen. Manchmal frage ich mich wirklich, wie ein Kind je einigermaßen mit sich zufrieden sein soll, wenn Eltern und Lehrer und einfach alle uns ständig sagen, wie untüchtig wir sind. Niemand denkt je daran, uns zu sagen, daß wir in Ordnung sind oder daß wir etwas gut gemacht haben. Selbst manche Bibliothekare schauen uns an, als würden wir im nächsten Augenblick alle Bücher zerreißen. Es ist schrecklich, sich immer schuldig fühlen zu müssen, denn selbst wenn man nichts Schlimmes tut, warten die Erwachsenen doch immer darauf. Wirklich, manchmal denke ich, ich bekomme einen Minderwertigkeitskomplex.

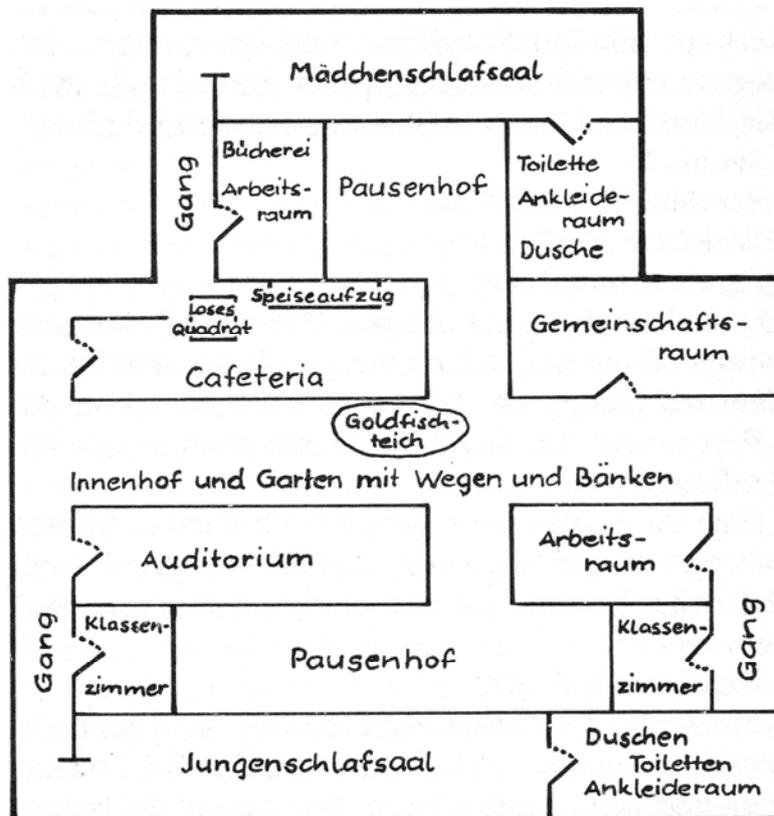
Und dann gibt auch noch Lila ständig an und sagt mir, daß ich ein Mensch zweiter Klasse bin – das ist auch keine Hilfe. Ich habe mir überlegt, daß ich Lila wohl gemocht habe, weil sie mich beeindruckt hat. Ich war gewissermaßen stolz darauf, eine reiche Freundin zu haben. Aber erstens ist sie nicht wirklich reich, sie tut nur so. Zweitens ist sie nicht wirklich eine Freundin. Ich meine, niemand, der einen behandelt wie eine arme Verwandte, ist eine echte Freundin. Ihre Mutter schaut mich an, als sei ich aus dem Armenhaus. Die ist vielleicht ein Snob! Sie riecht immer nach ranzigem Parfüm.

Ich will eine Zeichnung von dieser Anlage hier machen, etwas wie eine Karte, für den Fall, daß ich sie brauche. Dieses große Quadrat muß sich heben lassen und irgendwohin führen.

19. TAG

Endlich bin ich hinter den Grundriß dieser Anlage hier gekommen, und nach vielen Vorarbeiten habe ich ihn aufgezeichnet. Es war ziemlich schwierig, und vielleicht ist nicht alles maßstabgetreu. Ich komme ziemlich durcheinander, weil ich *im* Haus bin und nicht darüberfliege, und dann ist es schwer, die genauen Proportionen herauszufinden. Damit alles stimmt, müßte ich ein Metermaß nehmen und jeden Raum ausmessen. Aber ich glaube, das allgemeine Bild stimmt. Die Anlage ist klug ausgedacht. Schlafsaal und Waschräume der Jungen sind auf einer Seite des einen Gebäudes, die unseren liegen dementsprechend auf der Außenseite des anderen. Alles ist geräumig, hell und bequem. Selbst die Stühle in der Bibliothek sind phantastisch, Konturschalen, in die der Popo genau paßt, und ohne raue Kanten. Es sieht so ungefähr aus wie die Welt der Zukunft. Jeder von uns hat eine kleine Arbeitszelle, wo wir unsere Bücher und Hefte aufbewahren können. Außer diesen Arbeitszellen in der Bücherei gibt es noch einen Arbeitsraum im anderen Gebäude, wo auch zwei Unterrichtsräume sind. Ich gehe gern durch den großen Garten, der die beiden Häuser trennt. Er ist ganz entzückend, wie ein Miniaturpark mit sauber geschnittenen Hecken und Wegen, an denen herrliche Blumen blühen. Es gibt Bänke, auf die man sich setzen kann, und mitten drin liegt ein kleiner Teich mit Goldfischen und Wasserlilien. Das ist mein Lieblingsplatz, weil er mich an Bilder von Palastgärten erinnert. Wer diese Anlage entworfen hat, wollte wirklich, daß alles schön ist. Wenn ich im Garten sitze und lese, denke ich nie daran, hier weg zu wollen. Drucy macht mich wütend. Sie ist so – ich weiß auch nicht – so geheimnisvoll. Ich weiß, daß sie etwas vorhat. Aber niemand wagt, etwas zu sagen. Irgend etwas Merkwürdiges hier veranlaßt alle, ruhig zu sein. Aber es ist keine gelassene Ruhe. Wir verhalten uns, als ob wir beobachtet würden.

Hier ist meine Zeichnung :



20. TAG

Heute gab es eine allgemeine Unruhe, etwas lag in der Luft. Allmählich wurde mir klar, daß Drucy versucht hat, zu einem Treffen aufzufordern. Zuerst wirkten alle noch ruhiger und gespannter. Ich konnte mir nicht denken, warum. Dann fragte mich Karl leise im Gemeinschaftsraum: "Gehst du hin?"

"Wohin?"

"Zu dem Treffen?"

"Welchem Treffen?"

"Zu dem mit Drucy."

Da blieb mir fast die Luft weg. Wir sind alle sowieso immer zusammen. Ich meine, es gibt keinen Ort, zu dem wir "hingehen" könnten. Wir sind schon da. "Was meinst du, Karl? Seit wann plant Drucy ein Treffen?"

"Hast du nichts davon gehört? Ich dachte, Marcia hätte es dir gesagt. Drucy hat weitersagen lassen, daß in der Erholungsstunde ein Treffen im Innenhof sein soll."

"Was für ein Treffen?"

Karl zuckte die Achseln und schwieg, weil genau in diesem Augenblick Marcia und Lenore herüberkamen und sich zu uns setzten. Wir waren alle befangen und wichen den Blicken der anderen aus, und eine Zeitlang sagte keiner etwas. Die Stimmung erinnerte mich an zu Hause, als Onkel Norman in dem Moment ins Zimmer kam, in dem Tante Bertie Mutter etwas über ein "hinreißendes Mädchen" zuflüsterte, mit dem sie Onkel Norman bekannt machen wollte. Dann schwiegen alle, und Onkel Norman schaute sie schuldbewußt an, weil er wußte, daß sie über ihn gesprochen hatten. Er haßte es, wenn sie ihn verkuppeln wollten, und ganz besonders konnte er es nicht leiden, wenn sie sagten, er würde eher eine Glatze als ein Mädchen kriegen.

Jedenfalls war mir klar, daß Marcia und Lenore wußten, worüber wir geredet hatten. Wir aßen alle Äpfel, und ein paar Minuten lang saßen sie nur da und betrachteten ihre Äpfel. Dann biß Marcia geräuschvoll ab und fing an, laut zu kauen. Der ganze Raum wirkte still und bedrohlich, und ich hatte das Gefühl, wir würden beobachtet. Am liebsten wäre ich aus der Haut gefahren. Aber ich wagte nicht, irgend etwas zu sagen. Während der Stillstunde war ich so beunruhigt, daß ich mich nicht auf meine Arbeit konzentrieren konnte. Das ist bis jetzt hier nicht vorgekommen. Wenn wir in unseren Arbeitszellen in der Bibliothek sind, komme ich mir immer vor wie eine Kuh in ihrem Stall. Wir sitzen dann alle nebeneinander in diesen kleinen Zellen vor unseren Schreibtischen, den Rücken dem Gang zugewandt, und können einander nicht sehen, weil zwischen den Zellen Trennwände angebracht sind. Onkel Norman sagte immer, eines der vielen Probleme beim Unterricht und während der Stillarbeit sei die Ablenkung. Einer halte den anderen vom Lernen ab. Onkel Norman erklärt mir immer, Lernen gehöre zu den größten Vergnügen, zu den schönsten Gaben des Lebens. Er halt es für die größte Sünde, diese Gabe abzulehnen. Mir gefällt es immer, wenn er so spricht, weil er dann so einen hübschen Glanz in die Augen bekommt. Mein Vater findet, ich sei ein großer Träumer wie Onkel Norman, aber ich kann nichts Schlimmes daran finden, zu sein wie er. Mein Vater meint, Onkel Norman wird nie reich werden, weil er ein Träumer ist. Aber wir sind auch nicht reich. Nur Onkel Saul hat Geld. Er importiert und exportiert Waren und verdient soviel, daß Tante Bertie sehr auffallenden Schmuck tragen kann. Onkel Norman kann Tante Bertie nicht ausstehen.

Ich hoffe, ich kann morgen mehr über das Treffen erfahren.

21. TAG

Beim Film setzte sich Drucy ausnahmsweise neben mich und fragte, ohne mich anzuschauen, ob ich von dem Treffen gehört hätte. Ich antwortete, nicht eigentlich.

"Was soll das heißen, "nicht eigentlich" ? Entweder du hast davon gehört oder nicht."

"Ich meine, ich habe nur gehört, daß du ein Treffen planst, aber ich weiß nicht, warum oder wann oder sonst etwas."

"Alle sind sehr vorsichtig, weil – nun, ich habe dir ja erzählt, was damals mit mir geschehen ist, als ich mich im Klo verstecken und herausfinden wollte, was hier los ist. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß ich nicht die einzige war, die das versucht hat. Ein paar von den anderen haben das gleiche erlebt." Dann schwieg sie und schaute mich mit ihrem bedeutsamen Blick an, den Kopf leicht gehoben, die Augen irgendwie prüfend. Sie wartete. Irgendwie ängstigte mich das halb zu Tode. Ich weiß nicht, warum, aber ich konnte den Gedanken einfach nicht ertragen, daß mir so etwas widerfahren würde.

"Woher weißt du das?"

"Es ist durchgesickert, nachdem ich von einem Treffen sprach, bei dem wir eine Flucht planen sollten. Einer hat mir erzählt, was mit ihm passiert ist, als er versuchte, einen Weg hinaus zu finden."

"Das ist nur einer. Wer war es?"

"Mehrere haben mir das erzählt. Ich will ihre Namen nicht verraten."

"Glaubst du, es würde mit uns allen passieren, wenn wir ein Treffen machen?"

Der Film hatte angefangen, und die anderen zischten, wir sollten ruhig sein. Drucy beantwortete meine Frage nur mit einem Achselzucken. Dann schaute sie sich verstohlen um. "Wenn, dann habe ich einen anderen Plan."

22. TAG

Allmählich fange ich hier an, mich zu gruseln. Ich kann kaum noch den Unterricht genießen, und dabei lernen wir wirklich interessante Sachen – zum Beispiel heute, als wir eine phantastische Stunde in Kunstgeschichte hatten. Es ging um die französischen Impressionisten, die anfangen, auf neue Art zu malen, weil sie begannen, auf neue Art zu *sehen*. Das heißt, sie versuchten, die Dinge so zu malen, wie sie auf sie wirkten, ihren eigenen unmittelbaren Eindruck, statt sich darum zu mühen, daß die Szene oder das Objekt bis in jede Einzelheit genau der Wirklichkeit entsprach. Und sie beschäftigten sich mit der Bedeutung des Lichtes, mit seiner Bewegung und Vibration und mit der Veränderung der Farben durch Licht und Schatten. Diese Bewegung begann in Frankreich. Ein Maler namens Monet malte so im Jahre 1863 einen Sonnenaufgang, er nannte das Gemälde *Impression*, und dann schlug eine ganze Gruppe von Malern diese Richtung ein. Das Verrückte ist, daß die Kritiker diese Bilder zunächst ablehnten, wahrscheinlich, weil sie nicht verstanden, was die Künstler wollten. Doch nach den Malern führten dann auch die Musiker, ich meine, Komponisten, und Dichter die gleiche Technik bei ihrer Arbeit ein. Es ging dabei vor allem darum, daß der Kunstgenießer, der nun Musik hörte oder Gedichte las oder ein Gemälde betrachtete, auf gewisse Weise an dem Kunstwerk teilnehmen mußte, weil der Künstler Vorstellungen anregte.

Ich finde das phantastisch.

Drucy hat weitersagen lassen, daß wir versuchen sollen, uns morgen während der Freistunde zu treffen. Den ganzen Tag wurde darüber geflüstert, und nachdem ich ein paarmal davon gehört hatte, fand ich heute abend unter meinem Kopfkissen einen Zettel, auf dem stand, das Treffen sei abgeblasen! Ich schaute Marcia an, und sie lächelte und nickte. Als ich sie fragte, warum, zuckte sie die Achseln. Jetzt bin ich schrecklich neugierig und wüßte zu gern, was geschehen ist.

Gestern nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich weiß nicht, ob ich noch alles zusammenbekomme. Jedenfalls gingen Drucy und ich durch eine Art Labyrinth. Wir klopfen an Türen, die sich nicht öffneten, liefen hin und her, verloren einander, riefen einander und fanden uns nicht. Dann geriet ich in Panik und dachte, ich würde nie mehr hier herausfinden, ich würde den Rest meines Lebens damit verbringen, durch diese Gänge zu rennen. Und plötzlich sah ich den Gang entlang alle Schüler stehen, aufgereiht wie Soldaten, die Köpfe in die gleiche Richtung gewandt, und alle starrten geradeaus. Und dann fing ein rotes Licht zu blinken an, und alle hoben einen Fuß und senkten ihn wieder.

Ich wachte schweißgebadet auf, mein Herz klopfte wie wild. Einschlafen konnte ich nicht mehr, ich lag nur müde und erschöpft im Dunkeln, als wäre ich betäubt, hörte dem Atmen der anderen zu und fragte mich, ob ich mein ganzes Leben hier verbringen und Muffy und Mutter und Vater nie wieder sehen sollte. Ich dachte an Onkel Norman und daran, wieviel Spaß es macht, mit ihm und Muffy ins Kino zu gehen und hinterher Eis zu essen und über den Film zu reden. Und das Verrückte ist, ich dachte sogar an Lila Löwenthal. Nach der Schule sind wir oft in ihrem Wohnzimmer gesessen und haben von den Gummidrops genascht, die ihre Mutter in einer Glasdose auf dem Couchtisch stehen hat. Lila und ich redeten dann davon, wie es sein würde, wenn wir erwachsen und verheiratet wären, sie eine berühmte Schauspielerin und ich eine berühmte Schriftstellerin, und wir würden beide in derselben Fernsehsendung interviewt. Und dann fiel mir meine Englischlehrerin ein, Mrs. Goldman, die so nett zu mir ist und mir immer sagt, ich sei die geborene Schriftstellerin, und zum ersten Mal seit ewigen Zeiten fing ich an zu weinen.

Morgen werde ich versuchen, mit Drucy zu reden.

23. TAG

Heute hatten wir die bisher beste Unterrichtsstunde. Es ging um Lyrik, und ich war so aufgeregt, daß ich durchs Klassenzimmer hätte fliegen können, wenn ich es nur versucht hätte. Zuerst wurde auf dem Bildschirm ein Gedicht gezeigt, das jemand laut vorlas. Das erste Gedicht hieß "Nur damit du Bescheid weißt" und war von William Carlos Williams. Es ist eine Art Beichte von jemandem, der die Pflaumen aus dem Eisschrank gegessen hat, obwohl er wußte, daß sie fürs Frühstück aufgehoben werden sollen. Das Gedicht endet mit der Bitte um Verzeihung, aber ohne Reue, weil die Pflaumen so köstlich waren.

Danach sollten wir selbst ein Gedicht schreiben über etwas, was wir nicht hätten tun sollen, was uns aber dennoch nicht leid tat. Ich beschloß, über etwas zu schreiben, was ich *nicht* getan hatte und was mir nicht leid tat. Hier ist mein Gedicht :

*AN MEINE MATHEMATIKLEHRERIN
Ihre hochgetragene Nase
wird sich noch höher rümpfen,
wenn Sie heute feststellen,
daß ich meine Hausaufgaben nicht gemacht habe.
Liebe Miß Zabriski,
ich weiß, Ihre Augen
werden sich vor Zorn verengen,
und
ich bitte Sie wohl um Entschuldigung.
Aber, sagen Sie mir – Miß Z. –,
würden Sie Mathematik lehren,
wenn Sie ein Gedicht schreiben könnten ?*

Das nächste Gedicht, das vorgelesen wurde, hieß "Gottes Größe" und war von Gerard Manley Hopkins. Es war phantastisch ! Es ging darin um die Schönheit der Welt. Hier ist meine Version :

*SOMMER
Der Himmel dehnt sich rein und leuchtend blau
wie frischgestärktes Leinen.
Die Sonne macht aus Blättern Diamanten,
die grünes Feuer strahlen.
Eine Margerite
und eine zweite, eine dritte – und da !
noch viele beugen sich dem weichen Wink des Windes,
und nah – und klar – singt ein Vogel.*

Das nächste Gedicht war von Robert Herrick, einem Dichter aus dem siebzehnten Jahrhundert. Es hieß "Entzücken an der Unordnung", und der Dichter erklärte darin, daß ihm vieles besser gefällt, wenn es nicht vollkommen ist. Dann sollten wir schreiben, wie uns bei Ordnung und Präzision zumute ist. Dieses Gedicht fiel mir am schwersten, es hat keinen Titel :

*Perfekte Zeilen
sind Eiswürfel,
in einen Rahmen gespannt.
Saubere weiße Wände
haben keine Musik.
Ein Tag vollkommener Ordnung*

*ist Marmor
ohne Gelächter.
Ich habe Grinsfalten,
und ich weiß,
daß man auf einer durchgesessenen Couch am besten
toben kann.*

Diese Stunde hat soviel Spaß gemacht! Hinterher hätte ich am liebsten immer weitergeschrieben, ein Gedicht nach dem anderen. Ich hätte gern über mein Zimmer zu Hause geschrieben. Im letzten Sommer haben mir Mutter und Vater geholfen, es neu zu malen. Es ist in einem blassen Apfelgrün gehalten, und im Resteladen fanden wir hübsche weiße Vorhänge dazu. Obwohl mein Zimmer gewöhnlich ziemlich unordentlich ist und überall Bücher herumliegen und die Hälfte meiner Kleider auf dem Stuhl gestapelt ist, halte ich es für den hübschesten Raum im ganzen Haus. Auf meinem Schreibtisch steht ein großes Foto von Onkel Norman und Muffy und mir am Strand. Auf dem kleinen Tisch neben meinem Bett sind mein Radio und meine Lieblingsbücher. Mein letztes vollgeschriebenes Heft wage ich nicht dort hinzulegen. Ich verstecke es hinter meinen Schallplatten oder in der Schublade unter meinen Pullovern. Die alten Hefte sind in einem Koffer meines Vaters hinten in meinem Kleiderschrank eingeschlossen.

Das ist immerhin ein Vorteil hier: Niemand versucht in meine Hefte hineinzuschauen. Und ich kann alles schreiben, was ich will. Das entschädigt für manches Langweilig, mit dem wir uns beschäftigen müssen. Heute mußten wir zum Beispiel die Bodenarten lernen, ausgerechnet! Das einzige, was ich in Biologie je phantastisch fand, war die Photosynthese. Sogar das Wort gefällt mir. Wenn ich so etwas Fabelhaftes lerne, dann finde ich, die Natur ist interessanter als alles andere. Sie ist jedenfalls interessanter als Mathematik. Wenn ich meinen Onkel Norman frage, warum ich eine Menge Kram lernen muß, den ich bestimmt nie anwenden kann, dann hält er mir einen ernsthaften Vortrag über die Vorteile einer umfassenden Allgemeinbildung. Na, vielleicht stimmt's. Noch immer keine weiteren Nachrichten über das Treffen.

24. TAG

Heute ist es passiert.

Zum ersten Mal hatten wir Ballettunterricht. Die Stimme des Lehrers wies uns an, Stühle und Schreibtische auf die Seite zu schieben. Dann begannen wir mit gymnastischen Übungen, beugen, strecken, auf dem Boden sitzen und mit der Stirn die Knie berühren, Verrenkungen, die meine Mutter immer versucht und von denen sie behauptet, ich müsse sie jetzt üben, solange ich jung bin. Ich komme mir dabei aber immer ungeschickt und albern vor. Ich meine, ich habe einen ziemlich breiten Popo, und mein Bauch wölbt sich ein bißchen, aber der Arzt sagt, das verwächst sich, wenn ich ein bißchen älter bin.

Heute jedenfalls erklärte uns die Stimme genau, was wir tun sollten, und auf dem Bildschirm war eine gezeichnete Figur zu sehen, die alle Bewegungen vormachte. Wir stöhnten und keuchten alle außer Drucy. Sie machte alles ganz mühelos. Sie bewegte sich so leicht wie eine Blume im Wind. Sie ist groß und hat einen langen Hals und einen langen, dünnen Körper, und sie schien zu merken, daß wir ihr alle zusahen, und deshalb wurden ihre Bewegungen immer besser. Als wir sie kopierten und nicht mehr die Zeichnung auf dem Bildschirm, fielen uns die Übungen leichter. Sie hatte einen so hübschen Gesichtsausdruck, sehr heiter und erwachsen und – ich weiß nicht recht, wie ich es beschreiben soll, doch ihre Augen wirkten ganz ruhig. Sie sah aus wie jemand, der gerade etwas Schönes entdeckt hat oder der sich still und glücklich an etwas Schönes erinnert.

Der Unterricht schien sehr lange zu dauern, und als er zu Ende ging und das rote Licht blinkte, schauten wir alle Drucy an. Drucy sah das Licht und blickte uns an. Wir saßen auf dem Boden und waren alle außer Atem. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich, ihre Augen wurden tief und ernst, und man spürte, daß sie etwas Wichtiges sagen wollte. Wir saßen ganz still und erwartungsvoll da, und Drucy beugte sich vor und flüsterte deutlich: "Hört zu! Wenn wir zusammenhalten, können wir hier 'raus."

Niemand sagte ein Wort. Wir schauten einander nur an und bewegten dabei kaum die Köpfe. Ich begann innerlich zu zittern und fragte mich, ob wir nun durch irgendein geheimnisvolles Mittel alle gelähmt würden. Dann fuhr Drucy immer noch in diesem lauten Flüstern fort: "Ich habe eine Idee. Heute abend nach dem Essen – "Sie hielt inne. Im Raum war es totenstill, als alle sich vorbeugten, um sie besser zu verstehen. In diesem Moment ist es passiert! Ich kann es jetzt noch kaum beschreiben, ohne daß mir übel wird, und ich anfangen zu schwitzen. Auf der Fernsehwand blitzten Milliarden heller funkelnder Lichter und Farben wie in einem bösen Traum, von dem einem schwindelig wird. Ich erinnere mich an einen schrecklichen Lärm, an das schrille Geräusch von Metall, das auf Metall kratzt, ähnlich wie in der U-Bahn. Und dann der Geruch! Oh, es war furchtbar! Wie von einer Jauchegrube. Ich will noch nicht mal mehr daran denken.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte. Und jetzt spricht niemand davon. Ich glaube, es ist heute passiert, aber wir sind ganz durcheinander. Niemand wußte, wie lange wir in dem Lärm und Gestank und den funkelnden Lichtern auf dem Boden gesessen hatten. Irgendwann wurde alles ruhig, der Geruch verschwand, die Lichter gingen aus, und wir standen alle einfach auf und gingen in das nächste Klassenzimmer. Aber alle waren ganz verwirrt, und seither sind wir sehr still. Kaum jemand spricht, noch nicht einmal im Gemeinschaftsraum und in der Cafeteria, wo es meist Gespräche gibt. Es ist hier wie in einer Leichenhalle. Jeder verhält sich sehr gehorsam. Jetzt wissen wir, daß wir in jeder Sekunde beobachtet werden.

25. TAG

Ich weiß nicht, wie ich den heutigen Tag beschreiben soll. Soweit es den Unterricht angeht, war er in Ordnung. Wir sahen einen Film über den Ursprung des Menschen. Es ging dabei um neuere Entdeckungen, die einige Wissenschaftler annehmen lassen, daß die Vorfahren des Menschen bereits vor *drei Millionen Jahren* existierten. Da wurde mir wieder einmal klar, was ich alles nicht weiß – als gäbe es diese Ereignisse gar nicht. Ständig geschieht irgend etwas – überall. Manchmal denke ich darüber nach. Daß zum Beispiel genau in diesem Augenblick jemand irgendwo auf der Welt sich die Haare schneiden läßt, daß jemand mit dem Zug fährt, jemand krank ist, jemand ein Kind bekommt, jemand stirbt – überall tun Menschen etwas, wovon ich nichts weiß, und sie wissen nichts von mir.

Der Film bestand vorwiegend aus Zeichnungen von Schädeln und Knochen und Fotos von Anthropologen, die in Afrika arbeiten. Diese Wissenschaftler sind der Ansicht, daß unsere Vorfahren vor *drei Millionen Jahren* hier herumspaziert sind. Wie soll ich mir einen solchen Zeitraum vorstellen, wenn es mir schon schwerfällt, bis zur Zeit meiner Großmutter zurückzudenken? Die Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs liegt für mich in unvorstellbar weiter Ferne. Das antike Griechenland soll vor über zweitausend Jahren existiert haben, und das ist eine Ewigkeit her! Und wenn man dann an das alte Ägypten denkt – lassen wir das lieber! Wer kann in solchen Zeitbegriffen nur denken!

Mein Onkel Norman ist mir dabei wieder eingefallen, wie er ein ernstes Gesicht macht und sich über den Bart fährt und mir erklärt, wie wichtig es für junge Menschen ist, aufgeschlossen zu sein für die wunderbare Welt. Onkel Norman hat es gern, wenn ich ihm von der Schule erzähle, weil er dieses bedeutende Buch schreibt, an dem er schon so viele Jahre arbeitet. Es enthält alle seine Theorien. Was er da schreibt, nennt man eine Dissertation, und Onkel Norman wird wütend, wenn mein Vater ihn fragt, wann er wohl damit fertig ist. Aber er erzählt mir gern davon und spricht mit mir über seine Gedanken. Ich komme mir ganz erwachsen vor, wenn er mir davon erzählt und mich dann nach meiner Meinung fragt. Obwohl ich manche seiner Ideen für großartig halte, muß ich zugeben, daß ich mir bei anderen nicht so sicher bin. Zum Beispiel kann er eigentlich Lehrer nicht leiden. Aber ich habe manche meiner Lehrer gern. Und ich weiß, daß sie schwer arbeiten. Selbst die gemeinen arbeiten schwer. Sie müssen den ganzen Tag an der Tafel stehen und reden und den ganzen Abend Arbeiten korrigieren und den Unterricht vorbereiten. Deshalb werden manche wohl gemein. Besonders, wenn die Schüler gemein sind.

Heute war hier alles irgendwie traurig, und die Schüler wirkten müde, als stünden sie unter Drogen. Wenn ich daran denke, daß ich beobachtet werde, läuft es mir kalt über den Rücken. Und wir haben keine Ahnung, wann diese entsetzliche Sache wieder passiert, die uns alle so erschreckt hat.

Drucy hat mit niemandem gesprochen. Sie wirkt richtig wütend, als würde sie innerlich kochen. Ich möchte gern wissen, wie ihr anderer Plan aussieht. Jetzt weiß sie, daß wir nicht versuchen können, alle zusammen zu fliehen. Die meisten gehen ihr aus dem Weg, nur Rhoda bleibt in ihrer Nähe. Heute sah ich Vera und Ginny bei Joel sitzen. Ich verstehe das nicht. Er hat nie zu ihnen gehört, und sie haben immer alle abgelehnt, weil sie sich für so großartig halten. Sie sind *nicht* großartig. Sie machen sich das nur vor, indem sie über alle anderen spötteln und auf sie heruntersehen.

Heute abend bin ich sehr müde, und ich habe Angst.

26. TAG

Obwohl ich die Tage nummeriere, weiß ich nicht, ob das auch stimmt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich nicht einige vergessen habe. Dieses Erlebnis hat alles für mich verändert. Früher habe ich geglaubt, es gefalle mir hier, aber jetzt meine ich nicht mehr, daß ich bleiben möchte. Der Gedanke, mit einem unsichtbaren Beobachter zu leben, ist kaum zu ertragen.

Heute hatten wir wieder Ballettunterricht, und obwohl wir wieder alle auf Drucy schauten statt auf den Bildschirm, schien Drucy nicht sehr glücklich darüber zu sein. Aber sie war die Beste und konnte alle Übungen. Als wir draußen im Hof waren, fragte ich sie danach, und sie sagte, mehr als alles andere möchte sie Tänzerin werden. Sie sagte, sie habe beim Tanzen gar keine Schwierigkeiten und wisse, daß sie gut sein würde, wenn sie nur Unterricht nehmen könnte, aber das könne sich ihre Familie nicht leisten. Ich fragte sie, ob es für diese Schulen keine Stipendien oder so etwas gibt. Mein Onkel Norman spricht immer davon, daß man begabten jungen Menschen, die häufig gar nichts von ihren Talenten wissen, Chancen geben muß. Das ist auch eines seiner Lieblingsthemen. Er erklärt immer meinem Vater, wir sollten uns weniger um die Entwicklungsländer sorgen und uns mehr um unsere eigenen jungen Leute kümmern, die nie eine Möglichkeit bekommen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Nach einer Theorie von Onkel Norman ginge die Kriminalität zurück, wenn man sich mehr um die Förderung junger Menschen bemühe. Er spricht in diesem Zusammenhang von der kulturellen Verarmung Amerikas. Er sagt, er behandelt das in seinem Buch. Eine weitere wesentliche Ursache für die Kriminalität ist seiner Meinung nach das Fernsehen. Darüber kann er sich sehr aufregen. Er sagt, in den Nachrichten kommen fast nur Verbrechen und Gewalttaten vor. Wie gesagt, mein Onkel Norman hat Millionen guter Einfälle, aber ob sie alle gut sind, weiß ich nicht genau. Meine Mutter sagt, er sei kein Realist, und ich verstehe, was sie damit meint.

Jedenfalls, Drucy war sehr traurig. Nicht nur wegen des Tanzens, sondern auch wegen der Flucht. Ich fragte sie, was sie nun tun wolle. Sie schaute mich auf ihre beängstigende Art an, mit prüfendem Blick wie eine alte Dame, die einem nicht traut. Lange sah sie mich an und sagte kein Wort, schaute immer nur. Dann sagte sie: "Evi, ich habe einen Plan, und ich werde Hilfe brauchen. Zuerst muß ich mich um Rhoda kümmern. Verstanden?"

Ich nickte ziemlich ängstlich und überlegte, ob der oder das, was uns beobachtet, Drucy und mir jetzt wieder Schwindel und Übelkeit schicken würde. Doch Drucy schien keine Angst zu haben. Sie sagte: "Ich muß mir das überlegen", und dann machte sie die Augen schmal und schaute in die Ferne. "Ich weiß nicht, wie es funktionieren wird, aber wenn ich mir alles ausgedacht habe und Rhoda losgeworden bin, werde ich dir ein Zeichen geben."

Ich fragte sie, ob ich inzwischen irgendwie helfen könne, und sie sagte: "Gib nur acht, daß uns niemand zuviel zusammen sieht."

Uff! Das hat mich vielleicht erschreckt. Als würde man hinter dem Eisernen Vorhang leben. Ich glaube, ich fange an, mir Dinge einzubilden. Wie diesen Geruch nach Zigarrenrauch. Und gestern nacht hätte ich geschworen, seltsame Geräusche zu hören, wie wenn jemand den Boden putzen und Stühle verrücken würde. Heute morgen kam mir dann der Boden in der Cafeteria frisch poliert vor.

27. TAG

Heute sah alles wieder normaler aus. Wir wirkten nicht mehr so müde und kaputt, und irgendwie war ich nicht mehr so traurig. Vielleicht hat das, was Drucy sagte, mich aufgemuntert. Aber wie will sie Rhoda los werden? Rhoda gehört zu diesen eigentümlichen Mädchen, die ich nie verstehen werde. Oft denke ich, sie haßt mich, aber wahrscheinlich verhält sie sich so gegenüber allen. Sie ist mürrisch und sieht immer etwas schuldbewußt aus. Und sie ist einsilbig und macht, daß man sich in ihrer Gegenwart unbehaglich fühlt. Ich glaube, sie ist nicht sehr klug. Ihre Hausaufgaben kommen immer voller Korrekturen und Bemerkungen zurück. Sie ist offenbar nicht sehr glücklich, warum, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich macht sie die ganze übrige Welt dafür verantwortlich. Sie folgt Drucy wie ein Schatten, und Drucy gefällt das, obwohl sie sich auch darüber ärgert. Ich finde nicht, daß sie Rhoda nett behandelt.

Heute nachmittag hatten wir eine interessante Unterrichtsstunde. Es ging um die frühesten emanzipierten Frauen wie zum Beispiel Sappho, eine Dichterin, die sechshundert Jahre vor Christi Geburt in Griechenland lebte. Sie schrieb herrliche Liebesgedichte, war mit einem reichen Mann verheiratet und hatte eine Tochter. Dann gab es noch eine Schriftstellerin, Lady Murasaki, eine Japanerin, die im elften Jahrhundert lebte. Nach dem Tod ihres Mannes arbeitete sie am Hofe des Kaisers und schrieb einen langen Roman, der fünf Bände umfaßte. Eine andere berühmte Frau war Eleanor von Aquitaine, die zuerst Louis VII. von Frankreich heiratete. Dann entschied sie, daß er ihr nicht mehr gefiel, und sie heiratete Henry II. von England, der etwa vierzehn Jahre jünger war als sie. Man muß sich das vorstellen – eine Frau, die mit einem König nicht mehr leben will und einen anderen heiratet. Das war im zwölften Jahrhundert. Und im fünfzehnten Jahrhundert lebte Christine de Pisan, wieder eine Schriftstellerin. Ich wollte, mein Vater wäre hier, damit ich ihm von all diesen Schriftstellerinnen erzählen könnte. Christine schrieb Gedichte und vieles andere und war eine der ersten Frauen, die ihren Lebensunterhalt durch Schreiben verdiente. (Und meine Mutter behauptet immer, ich würde als Schriftstellerin verhungern!) Sie heiratete mit fünfzehn Jahren, und als sie erst fünfundzwanzig war, starb ihr Mann. Sie lebte mit drei kleinen Kindern in Frankreich und mußte eine Möglichkeit finden, sie zu ernähren. Nach dem Unterricht habe ich in der Bibliothek Christine de Pisan nachgeschlagen, aber außer im Lexikon habe ich nicht viel über sie gefunden. Es gab keine Bücher von ihr oder über sie. Aber ich finde es interessant, daß die Frauen, die vor langer Zeit etwas unternommen haben, meistens Schriftstellerinnen waren. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß das Schreiben für eine Frau das einfachste war. Ich meine, sie konnte auch schreiben, wenn sie schwanger war oder sich um kleine Kinder kümmern mußte, weil sie dazu das Haus nicht verlassen mußte und keinerlei Ausrüstung brauchte. Als Schriftsteller braucht man nur einen Bleistift und ein Stück Papier und eine Unterlage.

Die verschiedenen Unterrichtsthemen gefallen mir, aber ich vermisse die Lehrer. Sogar die gemeinen Lehrer, die mich ärgern. Immerhin schauen sie einen an, wenn sie etwas sagen, und man kann mit ihnen reden. Und ich vermisse auch Stunden wie die zu Hause in Englisch, wenn es zu einer guten Diskussion über ein Buch oder eine Geschichte kommt. Dann reden wir über die verschiedenen Figuren und darüber, warum sie dies und jenes getan haben. Jeder in der Klasse hat eine andere Meinung, obwohl man sich beim Lesen nur die eigene vorstellen kann. Und es gefällt mir, wenn Mrs. Goldman über meine Geschichten und meine Gedichte spricht. Wenn man lernt, ist es schön, jemanden zu haben, dem man in die Augen schauen kann und der zurückschaut.

Wenn mein Onkel Norman auf das Thema Frauenemanzipation kommt, gibt es fast immer Streit zwischen ihm und meiner Mutter. Er sagt, die Frauen hätten sich schon vor Jahrhunderten erheben sollen, und er könne nicht verstehen, warum sie sich mit ihrer zweitrangigen Rolle abgefunden hätten. Ob er wohl all die Frauen kennt, die wir heute durchgenommen haben? Wahrscheinlich, den er weiß fast alles. Er sagt zu meiner

Mutter, sie solle ihre Fähigkeiten nutzen – früher war sie Lehrerin – und aufhören, die Hausfrauenrolle zu spielen, weil es Vergeudung sei. Und dann wird sie wütend und sagt: "Aber es macht mir Spaß, Hausfrau zu sein! Ich kümmere mich *gern* um meine Kinder und meinen Haushalt. Ich koche *gern* und bin gern mit meinen Freundinnen zusammen. Es macht mich glücklich. Nur weil es nicht modern ist, soll ich das alles ablehnen? Ich helfe gern dreimal in der Woche im Krankenhaus. Ich gehe hin und wieder gern zu einer Matinee. Ich gehe gern zu Vorträgen ins Museum." Sie lacht ihn aus und erklärt ihm, sie fühle sich emanzipiert, weil sie jeden Tag das Privileg habe, genau das zu tun, was sie wolle. "Wie viele Menschen haben ein solches Privileg?" Sie sagt, wenn sie täglich zur Arbeit gehen müsse, dann wäre das Sklaverei. Und dann regt sie sich auf und sagt zu ihm, die *Männer* seien die Sklaven. Sie müßten Geld verdienen, während die Frauen sich amüsieren könnten. Und sie deutet auf ihre silberne Teekanne und fragt Onkel Norman: "Bin ich vielleicht dumm, wenn mir mein geputztes Silber gefällt? Und ich kann meine Teekanne am Morgen putzen und nachmittags ins Museum gehen. Kannst du das vielleicht?" Dann hebt Onkel Norman die Hände und sagt: "Du gewinnst."

Drucy fragte mich heute, ob ich gemerkt hätte, daß der Boden in der Cafeteria geputzt und poliert worden ist, und ich sagte, ja, ich meinte sogar, die entsprechenden Geräusche in der Nacht gehört zu haben. Sie riß die Augen auf und fragte, wann. Ich sagte es ihr. Dann sagte sie so leise, daß ich sie kaum verstehen konnte, jemand habe das Poliermittel direkt neben dem losen Quadrat stehen lassen. Am Morgen sei es da gewesen, beim Mittagessen nicht mehr.

Ich hatte das nicht bemerkt.

28. TAG

Drucy scheint alles mögliche zu planen, und ich wüßte zu gern, was los ist. Aufgefallen ist mir, daß sie sich abwendet, wenn Rhoda mit ihr spricht, und tut, als wäre sie ihr lästig. Jetzt bleibt Rhoda meist für sich oder hält sich an Stanley und seine Freunde. Sie wirft Drucy mürrische, fragende Blicke zu, als würde sie einiges nicht verstehen.

Heute hat Drucy mir gesagt, ich solle jedes Stückchen Klebstreifen aufbewahren, das ich finden könne, und mich nach einem Werkzeug mit langem Griff umschauchen. Ich fragte sie, warum, und sie legte den Finger an die Lippen. Wenn sie jetzt mit mir redet, stellt sie sich dicht neben mich und spricht aus dem Mundwinkel heraus, so daß niemand mithören kann. Das ist mir richtig unheimlich. Ich komme mir vor, als würde ich in einem Spionagefilm mitspielen. Wo soll ich ein "Werkzeug mit langem Griff" herbekommen? Und Klebstreifen habe ich hier nur gesehen, als wir im Kunstunterricht damals Kunststoffblöcke anordneten und sie zeichneten; die Blöcke waren aneinandergeklebt. Aber von diesen Klebstreifen habe ich nichts aufbewahrt. Nun, ich werde die Augen offenhalten. Wenn ich versuche, mit Drucy über irgend etwas zu reden, flüstert sie, ohne die Lippen zu bewegen: "Gib acht!" Ich kriege dabei fast einen Herzschlag.

Heute saß ich in der Pause wieder mit Marcia und Lenore und Karl zusammen. Sie haben wohl etwas gemerkt, denn Karl fragte mich: "Was gibt's Neues?", und ich antwortete: "Was meinst du?"

"Du benimmst dich komisch."

"Wieso?"

"Ich glaube, du magst uns nicht."

"So was Blödes. Natürlich mag ich euch."

"Trotzdem. Wir glauben, du bist hier nicht glücklich."

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Dann entschied ich, am besten die Wahrheit zu sagen, das heißt, soviel davon, wie möglich war, ohne ihren Verdacht zu erregen. Also erklärte ich ihnen, daß ich wollte, ich wäre zu Hause, daß ich meine Eltern vermisse und meinen Bruder Muffy und die Hunde und meine Lehrer und selbst die Streitereien mit meiner Freundin Lila Löwenthal. Ich sagte ihnen, mir fehle das wirkliche Leben.

Marcia zuckte die Achseln, schloß gelangweilt die Augen und wandte den Kopf ab. Karl und Lenore starrten mich nur an. Dann sagte Karl, das Beste hier sei, daß wir so phantastische Dinge lernen. Er sagte, das gebe ihm das Gefühl, die Welt und das Wissen seien grenzenlos, und je mehr er lernen könne, um so besser. Außerdem würden ihn hier keine dummen Schüler mit seinen guten Noten aufziehen.

"Aber gefällt dir denn, wie es hier ist – ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll –, diese perfekte Ordnung die ganze Zeit. Nichts ist schmutzig, nichts ist unordentlich, nichts läuft schief, jeder verhält sich vorbildlich. Es ist kein normales Leben."

"Ja, ich weiß", murmelte Lenore und wandte sich nach Marcia um, die sagte: "Das meiste hier ist gut."

"Was mir überhaupt nicht gefällt", sagte ich, "ist das Gefühl, beherrscht zu werden. Wir sind irgendwie programmiert."

"Meinst du das wirklich?" fragte Karl.

"Weißt du nicht mehr, was nach der Ballettstunde passiert ist?"

Sie sagten nichts, nickten nur und schauten ausdruckslos vor sich hin.

"Es ist, als hätte jemand eine Idee gehabt – das Experiment einer perfekten Schule mit lauter idealen Bedingungen, mit perfekter Einrichtung und vielen Fächern und keinerlei Ablenkung, wo man nichts zu tun hat, als zu lernen, und von keinem angeschrien wird."

"Das muß ein Verrückter gewesen sein." Lenore lachte.

"Meine Mutter sagt, sie sind tatsächlich verrückt."

"Wer? Wovon redest du?"

"Von den Wissenschaftlern, die behaupten, daß man die Menschen an ihrem Verhalten erkennt. Sie beobachten, was die Leute tun, und dann wissen sie alles über sie. Und sie

sagen, wenn man die Umwelt der Menschen verändert, kann man das Verhalten der Menschen verändern."

Marcia schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an. "Du meinst, wir sind tatsächlich Teil eines Experimentes?"

Ich nickte, und alle betrachteten mich, als meinten sie, *ich* sei verrückt.

Später beim Film – wir sahen einen Dokumentarfilm über Delphine und ihre Kommunikation untereinander und mit Menschen – saß Drucy neben mir. Sie saß sehr aufrecht da und flüsterte mir aus dem Mundwinkel zu: "Trink heute abend deine Milch nicht."

"Warum nicht?"

"Das erkläre ich dir später."

Nun, ich habe sie nicht getrunken. Ich sagte zu Karl, ich könne sie nicht trinken, weil es zum Abendessen Spaghetti gegeben hatte und ich zuviel gegessen habe. Da trank er mein Glas leer. Jetzt mache ich mir so meine Gedanken. Wenn ich sonst abends in mein Heft schreibe, bin ich wohligh müde und ein bißchen benebelt. Jetzt nicht. Das blaue Licht blinkt, und ich bin hellwach. Ich glaube, in der Milch ist ein Schlafmittel, und Drucy wußte das schon die ganze Zeit.

29. TAG

Ich konnte es kaum abwarten, hier weiterzuschreiben. Als gestern abend die Lichter ausgegangen waren und alle schliefen, konnte ich nicht einschlafen. Ich hielt die Augen offen ; der Raum wirkte so still, nichts war zu hören außer dem Atmen der anderen Mädchen. Irgendwie wirkt ein Zimmer noch stiller, wenn jemand darin tief atmet. Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen und auf die kleinen Geräusche gehorcht habe, die entstanden, wenn jemand sich im Bett herumdrehte. Ich fühlte mich einsam und so bekümmert wie noch nie zuvor. Ich fragte mich, ob ich je meine Familie wiedersehen würde. Und dann dachte ich über eine Unterrichtsstunde nach, die wir gestern hatten.

Die Stimme des Lehrers sprach über die Suche nach dem Sinn des Lebens, die Suche nach dem Sinn unseres eigenen Lebens. Um den Sinn des Lebens zu finden, sagte der unsichtbare Lehrer, müßten wir zuerst uns selbst kennenlernen. Man hatte uns aufgegeben, drei dünne Bücher zu lesen : *Rasselas*, *Siddhartha* und *Der leere Spiegel*. In jedem ging es um einen Menschen, der sich auf eine Reise begeben hatte, um den Sinn und Zweck des Lebens und sein eigenes wahres Ich zu suchen. Obwohl die Bücher teilweise etwas langweilig waren, brachten sie mich zum Nachdenken. Es ist interessant, daß *Rasselas* von einem Engländer im achtzehnten Jahrhundert geschrieben wurde, *Siddhartha* von einem Deutschen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts und *Der leere Spiegel* erst vor kurzem von einem Holländer. Die Menschen suchen also immer weiter.

Später sprachen wir über die Bücher und über das, was wir für den Zweck unseres Lebens halten. Manche wollten einfach eine Menge Geld verdienen oder Arzt werden oder in einem großen Haus wohnen oder berühmt sein, Dinge dieser Art. Und ich dachte an mein Ziel, Schriftstellerin zu werden, und fragte mich, ob das ein gutes Ziel ist. Mein Onkel Norman sagt, das beste Ziel sei, der Menschheit zu dienen. Dient ein Schriftsteller der Menschheit? Onkel Norman sagt, die Wurzeln aller Probleme der Gesellschaft seien unser unbefriedigendes Erziehungssystem und die Gier nach Geld. Doch meine Mutter widerspricht ihm, die Gesellschaft habe schon immer Probleme gehabt, und jeder könne mit einer anderen Theorie über deren Wurzel aufwarten.

Jedenfalls lag ich im Bett und dachte nach, als ich am anderen Ende des Raumes eine Bewegung hörte, als steige jemand aus dem Bett. Ich machte die Augen weit auf, doch ich konnte nichts sehen. Ich lauschte, so intensiv ich konnte, und hörte ein schlurfendes Geräusch. Dann berührte etwas meinen Arm, und ich muß entsetzlich zusammengefahren sein.

"Evi, ich bin es, Drucy."

"Herrje ! Du hast mich halb zu Tode erschreckt !"

"Hör zu." Sie kniete neben meinem Bett und flüsterte leise. "Beantworte nur meine Fragen. Sprich nicht zuviel. Willst du mir helfen, hier herauszukommen?"

"Ja. Aber..."

"Psst ! Sprich nicht. Ich glaube, ich weiß, wie man herauskommen kann. Denk an die Stelle in der Cafeteria, wo ein loses Quadrat im Boden ist. Ich nehme an, das ist ein Fluchtweg."

"Woher weißt du das ? Und wenn es nicht stimmt ?"

"Ich rate nur. Aber ich glaube, der ganze Block läßt sich heben. Es muß für die Leute, die putzen, eine Möglichkeit geben, herein – und hinauszukommen. Und das muß sie sein. Erinnerst du dich noch an das Poliermittel?"

"Und wenn wir erwischt werden?"

"Wir müssen es wagen. Bist du bereit?"

Ich traute mich nicht, nein zu sagen. "Was soll ich tun?"

"Wir müssen nachts in die Cafeteria kommen."

"Ich denke, sie ist abgeschlossen."

„Das stimmt. Aber mein Bruder hat mir gezeigt, wie man ein Schloß so verklebt, daß es nicht schließt.“

„Ich habe keine Klebstreifen. Du?“

„Erinnerst du dich noch an die Klebstreifen, mit den die Plastikblöcke im Kunstunterricht zusammengehalten waren? Die habe ich aufgehoben und unter meine Matratze geklebt. Mein Bruder hat mir gesagt, wenn du im Gefängnis bist, lernst du, alles mögliche aufzubewahren für den Fall, daß du es einmal brauchst.“

Fast wider Willen bewunderte ich Drucy, weil sie die Klebstreifen aufbewahrt hatte, und zwar so, daß keiner sie finden konnte.

„Jetzt paß gut auf“, sagte sie. „Morgen werde ich das Schloß an der Tür zu diesem Raum verkleben und an der Tür zur Cafeteria. Es wird ziemlich schwierig sein, den Klebstreifen so anzubringen, daß niemand ihn bemerkt. Ich werde deine Hilfe brauchen. Ich kann es machen, wenn wir von hier zum Abendessen gehen. Wenn du siehst, daß ich mit dem Kopf ein Zeichen gebe – ich werde ihn heben, als würde ich zur Decke schauen –, dann achtest du darauf, daß niemand zurückbleibt, und wenn alle draußen sind, befestige ich den Klebstreifen. Und danach mache ich das gleiche in der Cafeteria. Du achtest nur auf meine Zeichen.“

„Okay.“

„Wir müssen etwas suchen, womit wir den Block im Boden hochstemmen können. Ringsum ist eine Ritze. Mir fällt nichts ein außer einem Messer – einem der Tafelmesser in der Cafeteria. Könntest du ein Messer zurückbehalten?“

„Ich könnte es nicht mit mir herumtragen, Drucy. Die anderen würden es merken.“

„Ich weiß. Vielleicht könntest du es in der Cafeteria verstecken?“

„Ich werde es versuchen. Aber ich weiß nicht, wo.“

„Ich glaube, am besten wäre es an der Wand, beim Speiseaufzug. Da ist eine Stelle, wo niemand es bemerken würde.“

„Hoffentlich!“

Wir waren beide ein paar Sekunden still und horchten, ob niemand wach war oder sich bewegte. Ich spürte, wie schnell mein Herz klopfte, und glaubte auch das von Drucy zu hören. Meine Kehle war so trocken, daß ich kaum schlucken konnte. Ich wollte sie fragen, ob ich ein Lineal mitbringen sollte für den Fall, daß das Messer nicht ausreichte, doch dann beschloß ich, es zur Sicherheit sowieso mitzunehmen. Schließlich fragte ich: „Wann machen wir das?“

„Morgen nacht.“

„Morgen nacht.“

Uff, hatte ich Angst! Ich versuchte zu schlucken.

Drucy sagte: „Trink morgen abend auf keinen Fall die Milch.“

„Es ist ein Schlafmittel drin, nicht wahr? Deshalb sind wir jetzt wach.“

„Genau.“

Ich wurde ganz mutlos. Und tausend Fragen schossen mir durch den Kopf, was wir nur tun sollten, wenn wir jemandem begegneten. Dann sagte Drucy: „Das Wichtigste ist, daß du mit keinem darüber redest. Wir müssen das allein machen.“

„Aber wie helfen wir den anderen, wenn wir 'rauskommen?“

„Darüber denken wir dann nach – *wenn*! Alles muß rasch gehen, und zwei sind schneller als eine ganze Gruppe. Und denk daran, duck dich, für alle Fälle. Bis morgen abend. Sobald alle schlafen, komme ich an dein Bett. Ich kümmere mich um die Klebstreifen. Du kümmerst dich um das Messer. Gute Nacht.“

Ich wußte nicht, was sie mit „ducken“ meinte, und zerbrach mir darüber den Kopf, während ich in die Dunkelheit starrte. Als ich endlich einschlief, war es sicher schon fast Morgen. Irgendwie brachte ich den Tag hinter mich. Es fiel mir schwer, mich gegenüber Marcia und Karl und Lenore natürlich zu verhalten. Wahrscheinlich wirkte ich nervös, weil ich immer daran dachte, wie ich an ein Messer kommen sollte. Ich suchte sogar im Garten nach irgendeinem Werkzeug, aber es lag nichts herum, und selbst wenn ich etwas fände – wie sollte ich es in die Cafeteria bekommen?

Jedenfalls gelang es mir, unbemerkt das Messer von meinem Tablett zu nehmen. Als wir hinausgingen, hielt ich es an meinem Arm versteckt. Dann hockte ich mich nieder und

tat, als müßte ich etwas an meiner Sandale in Ordnung bringen. Dabei legte ich das Messer dicht an der Wand auf den Boden.

Drucy hatte keine Mühe, den Klebstreifen zu befestigen. Sie legte ihn über die Öffnung des Schlosses, so daß der Schlüssel beim Schließen nicht ganz greifen konnte. Ich dachte daran, mein Lineal mitzunehmen. Jetzt sind wir also bereit. Marcia und Lenore mußte ich sagen, ich hätte Magenweh und könne deshalb meine Milch nicht trinken. Sie sahen mich sonderbar an, doch sie tranken das Glas leer. Jetzt kann ich Marcia schon schnarchen hören, dabei leuchtet das blaue Licht noch gar nicht. Eben blinkt es! Ich habe solche Angst!

UNSERE FLUCHT

Es ist alles vorbei. Der Klebstreifen hat funktioniert.

Ich wartete im Bett in der Dunkelheit auf Drucy und ihr Signal. Zuerst kam es mir vor, als würde es nie still im Zimmer werden. Die Mädchen waren unruhig, drehten sich hin und her, seufzten und stöhnten. Ich fürchtete, Drucy würde so ungeduldig, daß sie zu früh aufstehen und alles vermässeln würde. Aber natürlich tat sie das nicht.

Nach einiger Zeit wurde es ruhig, nur gleichmäßiges Atmen und merkwürdige kleine Schnarchlaute waren zu hören. Das dauerte so lange, daß ich schon glaubte, Drucy sei vielleicht eingeschlafen. Ich konnte mich auf nichts konzentrieren. Ständig ging mir durch den Kopf, was ich tun würde, wenn wir das große Bodenstück in der Cafeteria hochgehoben hätten und jemand zu uns heraufschauen würde. Ich stellte mir alle möglichen schrecklichen, gräßlichen, verrückten Gesichter vor und erinnerte mich an all die Schreckensfilme, die ich mit Muffy im Fernsehen angeschaut hatte; wir waren gemeinsam auf Vaters Fernsehsessel gesessen und hatten unsere Hände ineinander verkrampft. Allmählich steigerte ich mich in solche Angst hinein, daß ich versuchte, an etwas anderes zu denken. Ich fing an zu zählen. Das wurde entsetzlich langweilig. Dann zählte ich die Namen der Staaten in den USA auf. Endlich hörte ich ein leises Rascheln und wußte, das mußte Drucy sein, die vom Bett aufstand.

Ich setzte mich auf und wartete, das Lineal in der Hand. Dann spürte ich, wie sie die Hand ausstreckte und mich berührte. Ich konnte kaum ihr Gesicht erkennen. Ich faßte sie leicht an den Fingerspitzen und folgte ihr. Durch einen Druck auf meine Schulter bedeutete sie mir, in die Hocke zu gehen, warum, wußte ich nicht. Als wir zur Tür kamen, faßten sich unsere Finger fester, und wir hielten beide den Atem an. Wir schlüpfen geräuschlos hindurch und liefen geduckt durch den Gang zur Cafeteria. Die Strecke kam uns meilenlang vor. Wir waren so leise wie zwei Mäuse.

In der Cafeteria war es düster, aber nicht ganz dunkel; wir liefen zu der Stelle, wo der lose Block war, und knieten nieder, fast als wollten wir beten. Ein paar Sekunden lang taten wir das wohl auch. Dann versuchte ich, das Lineal in den Ritz zu schieben, um den Block hochzustemmen, aber es funktionierte nicht. Drucy wurde ungeduldig und riß mir das Lineal aus der Hand. Ich tastete auf dem Boden herum, bis ich das Messer fand. Wenn sie nun den Block ein bißchen in die Höhe bekam, packte ich ihn mit den Fingern, versuchte, ihn zu halten und das Messer in den Ritz zu bekommen. Doch es glitt immer wieder ab. Wir mühten uns weiter, doch wir waren zu nervös, zu aufgeregt und zu ängstlich, um etwas zustande zu bekommen. Wir fingen schon an, einander auf die Nerven zu gehen und uns gegenseitig wortlos, aber durch wütende Blicke die Schuld zuzuschieben. Doch endlich fanden wir Halt und hoben das ganze quadratische Stück heraus. Es war viel leichter, als ich erwartet hatte, fast wie aus Kork. Leise legten wir es auf den Boden. Mein Herz schlug so schnell und laut, daß ich fürchtete, es würde mich zerreißen. Ich hatte entsetzlich Angst und rechnete damit, daß etwas Furchtbares herauflangen und uns packen würde.

Die große Überraschung kam, als wir hinuntersahen: es war nicht dunkel, sondern sehr hell. Wir schauten in einen sauberen, glänzenden Raum, so makellos wie alles andere hier, mit einer Treppe mit einem hellgrünen Läufer, die nach unten führte. Ein paar Minuten lang knieten wir einfach an der Öffnung und starteten hinunter und fragten uns, wer zuerst gehen sollte. Ich überlegte schon, ob wir nicht beide hinuntergehen und dann versuchen sollten, den Block zurückzulegen. Dann flüsterte Drucy, wir sollten beide hinunter und uns nicht um den Block kümmern, sondern das Loch einfach offen lassen. Drucy kroch zuerst vorsichtig die Treppe hinunter, ich hinterher, wobei mein Herz donnerte wie die Hufe von tausend Pferden. Am Fuß der Treppe schauten wir beide zugleich hoch. Die große viereckige Öffnung in die Dunkelheit sah gespenstisch aus.

Am Fuß der Treppe war ein schmaler weißer Gang und eine weiße Tür ohne Türgriff. Wir starrten sie beide an, dann holte Drucy tief Atem, preßte die Lippen aufeinander

und schloß die Augen, während sie sehr sanft gegen die Tür drückte. Es gab keinen Laut. Vorsichtig streckten wir zuerst die Köpfe in den Raum und sahen eine große, funkelnde Küche. Sie wirkte wie ein Laboratorium aus einem Science-fiction-Film, voll mit blitzendem Chrom, Stahl und weißen Fliesen oder Glas. Die Decke bestand aus Glassteinen, dahinter war Licht, so daß es uns vorkam, als würden wir in den Sonnenschein treten.

Langsam gingen wir hinein und schauten uns um, ich weiß nicht, wie lange. Wir betrachteten die Glasschränke mit den Tellern und Gläsern und den Stapel von Kunststofftablets. Ich bemerkte den Speiseaufzug, der unsere Tablets hinauf in die Cafeteria beförderte. Drucy ging auf die Tür am anderen Ende der Küche zu. Während ich ihr auf Zehenspitzen folgte, dachte ich daran, wie wir immer das Wort "sie" benutzten, wenn wir über die geheimnisvollen Menschen sprachen, die diese ganze Einrichtung oben dirigierten. Jetzt überlegte ich, wann wir auf "sie" stoßen würden. Hinter welcher Tür waren sie?

Als Drucy die Tür aufgestoßen hatte, streckten wir wieder zuerst die Köpfe vor. Dieser Raum sah aus wie ein elegantes Konferenzzimmer, er war nicht so groß wie die Küche. So sehen im Film die Konferenzsäle aus, in denen die Manager ihre wichtigen Sitzungen haben. Auch hier bestand die Decke nur aus Glas und Licht, darunter stand ein großer, glänzender ovaler Tisch mit sieben blauen Ledersesseln. Drucy und ich schauten zuerst einander, dann die sieben leeren Sessel an und fragten uns, wer wohl darin saß, und wann. An einer Wand waren Regale voller Bücher, die alle den gleichen Einband aus blauem Leder mit Goldbuchstaben hatten. Dann bemerkten wir ein Buch auf dem Tisch, gerade vor dem Sessel am entfernten Ende, und gingen auf Zehenspitzen hinüber. Auf dem blauem Ledereinband stand in Goldbuchstaben:

DAS HAUTER-EXPERIMENT

Drucy berührte zögernd das Buch, dann schlug sie die erste Seite auf. Darauf stand nur: *Das Hauter-Experiment* von Franz Bruno Hauter. Sie blätterte die Seite um, und wir fingen an zu lesen:

Eine zeitlose Welt vollkommener Ordnung, frei von jeglicher Furcht oder Angst. Es wird keinen Zeitdruck geben. Die Schüler werden die Bedeutung der Zeit, der Stunden des Tages, der Tage der Woche oder der Monate des Jahres nicht kennen. Jegliche Möglichkeit der Beunruhigung, der Sorge um die Zukunft wird ausgeschlossen. Sie werden nach einem vollkommen geordneten, überwachten Stundenplan leben, in dem Unterricht und Lernen mit Erholung, Ruhe, Leibesübungen und Schlaf abwechseln. Für alle physischen Bedürfnisse, zum Beispiel Wäsche, Kochen usw. wird auf eine Weise gesorgt, die sie nicht belastet. Eine immer angeschlossene Luft-Filteranlage wird die Luft bakterienfrei halten, Krankheiten sind somit ausgeschlossen. Der wichtigste Aspekt des Experiments ist ein überwachtes Milieu, in dem jede wache Minute mit Lernen verbracht wird. Jede Betätigung einschließlich Spiele und Erholung enthält eine Lernerfahrung. Die Schüler werden ständig den hervorragendsten Gedanken und Idealen ausgesetzt, und das in einer Atmosphäre der Ruhe, frei von Autorität oder Tyrannei, frei von willkürlichen Regeln oder diktatorischen Vorschriften. (Einzelheiten des Curriculums vgl. Kapitel III, IV und V.)

Im Wechsel mit Perioden körperlicher und geistiger Entspannung erfolgt eine ständige intellektuelle Stimulation. Während die Schüler ein neues Wertesystem kennenlernen, befreien sie sich allmählich von der Anerkennung konventioneller Werte. Die Gesamtatmosphäre begünstigt Lernen, Entspannung, Selbstrespekt und Ruhe. Eine moderne, helle, funktionale, saubere Umgebung wird geschaffen, die in direktem Gegensatz zur düsteren Welt der öffentlichen Schulen steht. Das Lernerlebnis stellt einen eigenen Wert dar und wird nicht mit Wettbewerbselementen verbunden. Aus jeglichem Bereich des Lebens und der Wissenschaft lernen die Schüler nur das Allerbeste kennen.

VERHALTENSMODIFIKATION
Standardmaßnahmen
(Notstandsmaßnahmen vgl. Kapitel VI).

Hier schaute mich Drucy mit weit aufgerissenen Augen an. Mir wurde plötzlich klar, daß ich die ganze Zeit beim Lesen den Atem angehalten hatte. Einen Augenblick lang horchten wir auf irgendwelche Geräusche, dann lasen wir weiter :

Standardmaßnahmen :

Allabendlich 2 cc Formel BB60, in Milch aufgelöst, für gesunden Schlaf.

Zum Frühstück 2 cc Formel MD73 für maximale Lernfähigkeit.

Zu jeder Mahlzeit 1 cc Formel Q für Ruhe, Abbau von Angstgefühlen.

Diese Maßnahmen sichern im Verein mit dem sorgfältig strukturierten Tagesablauf die Vollkommene Kontrolle über die Schüler. Durch die Observationsmonitoren ist strenge Beobachtung möglich.

Drucy flüsterte mir zu : "Das sind die Dinger, die wie Luftschächte aussehen."

Jetzt wurde mir klar, daß diese sogenannten Luftschächte hoch oben an den Wänden tatsächlich Spione waren. Deshalb hatte mir Drucy gesagt, wir sollten geduckt zur Cafeteria schleichen. Drucys Intelligenz und Mut beeindruckten mich immer mehr. Rasch schlug sie nun das Kapitel auf, in dem die Notstandsmaßnahmen beschrieben waren. Ich fürchtete, daß uns nicht mehr viel Zeit blieb. In meinem Kopf ging alles durcheinander. Kein Wunder, daß die Schüler hier nicht viel redeten ! Wir standen immer unter irgendwelchen Drogen !

Notstandsmaßnahmen :

Bei Anzeichen einer Rebellion oder der Vorbereitung von Fluchtmaßnahmen wird durch die Miniatur-Luftfilter ein Gasgemisch, versetzt mit RN 208, in die Räume geblasen, in denen sich die entsprechenden Personen aufhalten. Das betäubende Gemisch verursacht vorübergehende Lähmung, geistige Verwirrung und vorübergehenden teilweisen Gedächtnisverlust. Alle Sinne werden in einen Schockzustand versetzt ; blendende Lichteffekte, schrille Geräusche und ekelhafte Gerüche werden das Nervensystem beeinträchtigen.

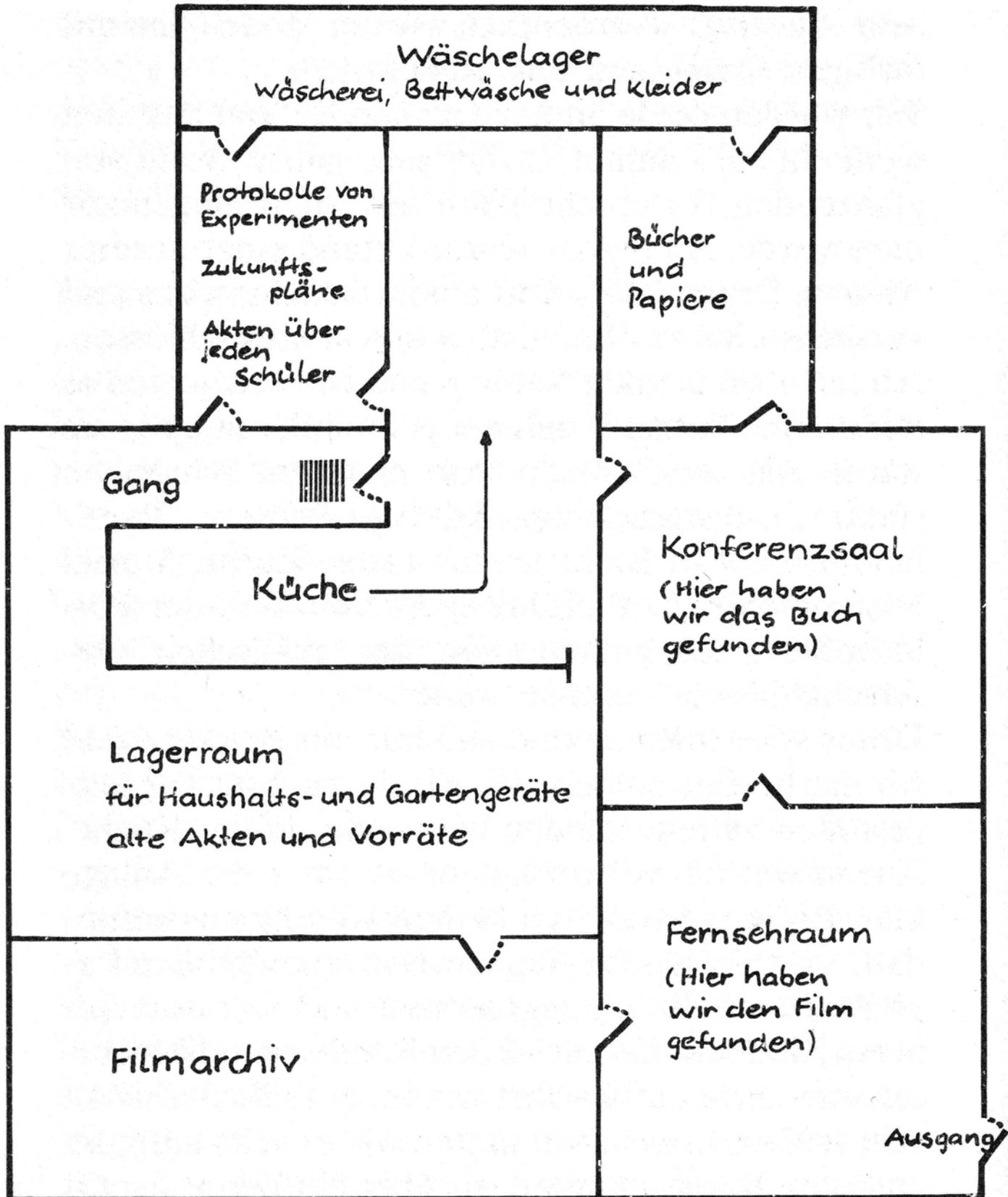
Drucy stieß einen leisen Schrei aus und flüsterte : "Großer Gott ! Das war es !" Wütend schaute sie mich an. "Das ist es, was damals geschah."

Sie klappte das Buch zu, und ein paar Sekunden lang waren wir beide zu erschüttert, um irgend etwas zu tun. Wir erwarteten, daß jeden Augenblick diese Notstandsmaßnahme uns um den Verstand bringen würde. Ich war völlig durcheinander. Zorn auf "sie", die sich angemaßt hatten, mit uns umzugehen wie mit Versuchskaninchen, mischte sich mit Bedauern, weil wir wirklich viel Interessantes gelernt hatten.

In diesem Moment hatten wir beide solche Angst vor dem, was uns noch zustoßen könnte, daß wir auf Zehenspitzen aus dem Konferenzsaal in einen anderen Raum schlichen, der voller Schulbücher, Papiere und Lernmaterial war. Die Materialien füllten Regal um Regal, jedes mit einer ordentlichen Aufschrift versehen. Während wir rasch weitergingen in einen langem Raum, in dem Bettwäsche und Handtücher und unsere Kleider lagen, wurde mir der Grundriß des Untergeschosses klar ; dieses Wäschelager mußte unter unserem Schlafsaal sein. Alles war so ordentlich wie ein Modellplan mit farbigen Quadraten und Rechtecken.

Wir wurden beide immer aufgeregter und hasteten weiter in ein Zimmer, in dem eine ganze Wand von glänzenden Aktenschränken aus Stahl eingenommen wurde. An jedem Schrank stand einer unserer Namen. Drucy ging sofort auf ihren Schrank zu und versuchte, ihn zu öffnen, aber er war abgeschlossen. Ich sah auch meinen Namen, und wir versuchten es mit diesem Schrank und ein paar anderen, aber sie waren alle verschlossen. Auf manchen Schränken stand : "Kunstgeschichte, künftige Pläne" ;

“Parallelunterricht in Biologie, Literatur, Kunst, Musik, Experimente” ; “Einführung in Konzepte der Philosophie” ; “Argumentation der zyklischen Geschichtstheorie” und so weiter. Drucy stieß mich an und gab mir ein Zeichen, daß wir uns beeilen sollten. Als wir die nächste Tür aufgestoßen hatten, standen wir wieder in der Küche. Zuerst war ich verwirrt, dann war mir die Anlage klar. Bis jetzt hatten wir keinen Weg hinaus gefunden. Von der Küche gingen wir in einen großen Lagerraum mit Reinigungsgeräten und von dort aus in ein Zimmer, das mit all den Bändern und Kassetten, die darin aufbewahrt waren, ein Filmarchiv zu sein schien. Inzwischen hatten wir es sehr eilig ; im nächsten Raum staunten wir über ein Fernsehgerät mit riesigem Bildschirm, davor waren sieben Ledersessel, und überall standen Kameras.



Grundriß des Untergeschosses

Ich war starr vor Schreck und rechnete damit, gleich irgend jemandem zu begegnen. Dann ging Drucy zum Fernsehapparat und schaltete ihn ein. Auf dem Bildschirm erschien ein Bild von *uns*! Von uns allen draußen im Pausenhof. Wir erschrakten beide, und Drucy schaltete das Gerät sofort wieder aus.

Hier war das Licht gedämpfter als in den anderen Räumen, dennoch entdeckten wir beide zugleich eine große, schwere Tür, ähnlich wie die Ausgangstüren in den Schulen. Wir schauten einander an, und einen Augenblick lang fragte ich mich, ob wir den Rückweg suchen sollten, damit wir die anderen holen konnten. Drucy gab der Tür einen Stoß, doch sie bewegte sich nicht. Dann half ich ihr, gleichzeitig drückten wir den schweren Hebel, langsam öffnete sie sich einen Spalt breit, und wir konnten Licht und den Himmel sehen.

"Wir müssen zurück und die anderen holen", flüsterte ich.

"Warum?"

"Wir können sie nicht zurücklassen."

"Wir werden zuerst Hilfe holen."

Also drückten wir beide so fest wie möglich gegen die Tür, und als sie sich öffnete, hörten wir eine schrille Sirene, so laut wie die Feuersirene. Wir standen im Sonnenlicht, und als wir ein paar Treppen hinaufgelaufen waren, befanden wir uns in einem Schulhof. Und dann rannten wir, so schnell wir konnten, während die Sirene weiter schrillte.

1. TAG – WIEDER ZU HAUSE

Es ist kaum zu glauben! Als ich nach Hause kam, behandelte mich die ganze Familie, als käme ich wie gewöhnlich von der Schule zurück. Genau wie immer. Muffy war bei Mutter in der Küche. Nachdem sich Nelson und Blau beruhigt hatten und aufhörten, an mir hochzuspringen, setzte ich mich zu Muffy an den Tisch. Er schob mir ein Stück von seiner Schokolade zu und sagte: "Hallo, Evi. Du bist heute spät dran. Ich habe dir ein bißchen Schokolade aufgehoben."

Ich konnte das klebrige Zeug kaum essen, weil es mir vorkam, als hätte ich schon ewig so etwas nicht mehr versucht, und Muffy wollte wissen, warum. Was war geschehen, und warum mochte ich keine gefüllte Schokolade mehr? Also erzählte ich Muffy und Mutter alles, was passiert war, und wo ich gewesen bin, und alles über das Hauter-Experiment. Das Gesicht meiner Mutter war einmalig! Und bevor ich noch mit meinem Bericht fertig war, unterbrach sie mich. Sie war so wütend, daß sie mich anschrte:

"Das hast du also jede Nacht gemacht, wenn du hättest schlafen sollen. Wieder eine deiner verrückten Geschichten erfunden! Wann hörst du endlich auf mit diesen verrückten Geschichten! Evelyn B. Nußbaum, was soll ich mit dir bloß noch anfangen!"

Ich weiß nicht, wie oft ich ihr schon gesagt habe, daß ich nicht Evelyn B. Nußbaum heiße! Ich habe meinen Namen in Evelyn B. Chestnut geändert. Aber wenn ich sie daran erinnere, lacht sie nur und sagt: "Laß es nur bei Evelyn Nut!" – und das klingt ziemlich blöd. Eigentlich habe ich meinen Namen nicht geändert. Ich habe nur Nußbaum ins Englische übersetzt, allerdings nicht ganz genau, denn dann würde es Nuttree heißen, und das gefällt mir nicht. Ich finde, Evelyn B. Chestnut klingt wie der Name einer berühmten Schriftstellerin. Als ich Lila erzählt hatte, wie ich von nun an heißen wolle, sagte sie, ihr Name sei künftig Lila La Rue. Wenn das nicht lächerlich ist! La Rue!

2. TAG – ZU HAUSE

Heute morgen wartete Lila vor ihrem Haus auf mich. Gerade als ich vorbeiging, kam sie aus der Tür, als hätte sie mich abgepaßt. Es regnete, und sie trug ihre engen weißen Lackstiefel, in denen sie sich vorkommt wie ein Filmstar. Meinen alten Stiefeln warf sie einen Blick zu, als hätte ich monströse krankhafte Gewächse an den Füßen.

„Warum hast du dich denn so fein gemacht?“ fragte ich sie.

„Das wüßtest du wohl gern.“

Eigentlich war es mir egal, also sagte ich nichts. Dann sagte sie: „Ich habe dich gestern gesehen – du bist durch den Schulhof gelaufen, als es um sechzehn Uhr dreißig läutete. Warum hattest du es denn so eilig? Und was hattest du mit Drucy vor?“

„Das wüßtest du wohl gern.“

„Und was hast du bis zum letzten Läuten dort gemacht?“

„Das wüßtest du wohl gern.“

„Ach, ist ja egal.“ Sie warf den Kopf zurück. Dann fragte sie, ob ich mir die Frühjahrsaufführung der Schule anschauen würde, *Leben mit Vater*.

Ich sagte, ja, und sie meinte, sie habe ein paar Proben gesehen, die Aufführung werde schrecklich. Aber sie werde dennoch hingehen, obwohl dieser blöde Karl die Hauptrolle spiele, nur weil er rote Haare habe und im Stimmbruch sei. Sie sagte, sie hätte ohne weiteres mitspielen können, doch ihre Mutter habe es nicht erlaubt, weil sie dann weniger Zeit für die Hausaufgaben und den Ballettunterricht habe. „Deshalb hat Lenore die Rolle bekommen“, sagte sie mit spitzer Stimme. „Aber eigentlich ist Lenore viel zu mager und zu blaß.“ Dann sagte sie, während sie den Kopf herumwarf, als wollte sie ihren Hals in der Halterung befestigen: „Hast du Lust, mit mir hinzugehen?“

Ich wollte sie schon fragen, warum sie nicht mit Ginny und Vera und dieser Clique hingeht, schließlich hält sie eine Menge von ihnen und hat sich große Mühe gegeben, zu ihnen zu gehören. Aber dann beschloß ich, höflich zu sein, und sagte nur: „Danke, daß du mich gefragt hast, aber ich gehe mit Drucy und Marcia.“ Ich fand, das sei eine gute Möglichkeit, sie wissen zu lassen, daß ich sie nicht mehr für meine beste Freundin halte. Oder überhaupt für eine Freundin. Sie kniff die Augen zusammen, streckte den Kopf vor wie eine Schildkröte und kreischte: „Drucy! Seit wann bist du denn mit der befreundet?“

Man hätte meinen können, ich sei ihr Eigentum, so benahm sie sich. Ich erzählte ihr also alles über das Hauter-Experiment und was mit uns geschehen war, daß sie nicht dabeigewesen ist, wie wir dann flohen und alles, und sie riß die Augen auf, daß sie aussahen wie hartgekochte Eier, warf den Kopf zurück, trat einen Schritt zur Seite und schaute mich an, als hätte ich Mundgeruch. Dann sagte sie auf die affektierte Art, die sie bei einer künftigen Schauspielerin für angemessen hält: „Mein liebes Kind! Ich glaube wirklich, jetzt bist du ganz verrückt geworden!“

Das ist vielleicht eine Freundin! Meine Geschichten gefallen ihr nur, wenn sie darin vorkommt. Wie in „Sommerland“, wo sie eine Marmorvilla besaß und siebenundvierzig Diener hatte. Es ist merkwürdig, daß sie diese Geschichte sehr mochte und überhaupt nicht fand, ich sei verrückt geworden. Zu dieser Geschichte brauchte ich etwa zwei Wochen, und Lila gefiel sie nur, weil sie darin die wichtigste Rolle spielte. Aber ich finde, die Geschichte über das Hauter-Experiment ist viel besser und nicht so kindisch und wesentlich aufregender und bedeutender, fast wie Science-Fiction. Ich habe länger daran geschrieben und viel mehr daran gearbeitet als an den anderen Sachen, und Onkel Norman hat mir dabei geholfen. Er hat sich viel Zeit genommen, die Geschichte zu lesen, und dabei hat er immer wieder die Stirn gerunzelt und genickt.

Aber jetzt denke ich schon an die nächste Geschichte. Vielleicht schreibe ich etwas, das in einem anderen Jahrhundert spielt, in der Vergangenheit, zum Beispiel über Sappho im alten Griechenland, oder vielleicht über etwas zu Shakespeares Zeiten. Ich könnte etwas schreiben wie „Ein Tag im Leben des William Shakespeare“ oder „Mein Leben mit Leonardo da Vinci“. Aber Lila kommt darin nicht vor.